

DJI Bulletin



Titel

Experiment Familie

Der globale Wandel und die Folgen:
Wie Mütter, Väter und Kinder den Alltag bewältigen

Aktuelles

Ein Refugium für Jugendliche

Kinderarmut verlangt neue Politik

Bulletin Plus

Zur Herstellung von Familie

Titel

Andreas Lange und Karin Jurczyk
Die globalisierte Familie
 Wie sich unsichere Arbeitsverhältnisse und Konkurrenzdruck auf den Familienalltag auswirken. 4

Barbara Thiessen
Fremde Familien
 Viele Debatten kreisen um das Thema Integration, doch Vorurteile behindern weiterhin das multikulturelle Zusammenleben. 7

Interview mit Ulrich Mückenberger
»Die Familie darf nicht länger Privatproblem der Eltern sein«
 Vielen Menschen fällt es schwer, Kind und Beruf zu vereinbaren. Der Hamburger Zeitforscher fordert deshalb eine zeitpolitische Wende. 10

Waltraud Cornelißen
Mütter der Nation
 Frauen leisten immer noch den Hauptteil der Erziehungs- und Hausarbeit. Woran die Geschlechtergerechtigkeit in der Familie scheitert. 12

Claudia Zerle und Isabelle Krok
Väter in der Zerreißprobe
 Moderne Männer wollen Erfolg im Beruf und Erfüllung in der Familie. Doch beides lässt sich in der heutigen Arbeitswelt schwer umsetzen. 14

Susanne Nothhafft und Barbara Thiessen
Das Ende der Versorgerehe
 Das neue Unterhaltsrecht markiert einen historischen Wandel: Es stellt das Kindeswohl an erste Stelle. 16

Maria S. Rerrich
Die unsichtbare Dienstbotenschicht
 Frauen aus armen Ländern verdingen sich in reichen Industriestaaten als Haushaltshilfen und Kindermädchen. Die Folgen sind gravierend. 18

Aktuelles

Sylvia Lustig, Julia Struck-Soboleva und Sonja Peyk
Ein Refugium für Jugendliche
 Lärmende Teenager auf der Straße strapazieren die Nerven von Anwohnern, doch die Polizei kann die Konflikte nicht alleine lösen. 20

Bundesjugendkuratorium
Kinderarmut verlangt neue Politik
 In Deutschland wächst das Risiko, bereits als Kind an den Folgen finanzieller Not zu leiden. Die Gegenrezepte wirken bislang kaum. 22

DJI Bulletin Plus

Karin Jurczyk, Barbara Keddi, Andreas Lange und Claudia Zerle
Zur Herstellung von Familie
 Wie sich die Alltagspraxis von Vätern, Müttern und Kindern erforschen lässt – ein Werkstattbericht.

Kurz informiert 23

Publikationen 26

Das **Deutsche Jugendinstitut e. V.** ist ein außer-universitäres sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut. Seine Aufgaben sind anwendungsbezogene Grundlagenforschung über die Lebensverhältnisse von Kindern, Jugendlichen und Familien, Initiierung und wissenschaftliche Begleitung von Modellprojekten der Jugend- und Familienhilfe sowie sozialwissenschaftliche Dienstleistungen. Das Spektrum der Aufgaben liegt im Spannungsfeld von Politik, Praxis, Wissenschaft und Öffentlichkeit. Das DJI hat dabei eine doppelte Funktion: Wissenstransfer in die soziale Praxis und Politikberatung einerseits, Rückkoppelung von Praxiserfahrungen in den Forschungsprozess andererseits. Träger des 1963 gegründeten Instituts ist ein gemeinnütziger Verein mit Mitgliedern aus Institutionen und Verbänden der Jugendhilfe, der Politik und der Wissenschaft. Dem Kuratorium des DJI gehören Vertreter des Bundes, der Länder, des Trägervereins und der wissenschaftlichen Mitarbeiterschaft des DJI an. Das DJI hat zurzeit folgende Forschungsabteilungen: Kinder und Kinderbetreuung, Jugend und Jugendhilfe, Familie und Familienpolitik, Zentrum für Dauerbeobachtung und Methoden sowie die Forschungsschwerpunkte »Übergänge in Arbeit«, »Migration, Integration und interethnisches Zusammenleben«, »Gender und Lebensplanung«, ferner eine Außenstelle in Halle (Saale).

Impressum

Herausgeber:
 Deutsches Jugendinstitut e. V.
 Nockherstraße 2, 81541 München
 Presserechtlich verantwortlich:
 Prof. Dr. Thomas Rauschenbach

Redaktion: Birgit Taffertshofer
 Telefon: 089 6 23 06-180, Fax: -265,
 E-Mail: taffertshofer@dji.de
 Stephanie Vontz
 Telefon: 089 6 23 06-311, Fax: -265,
 E-Mail: vontz@dji.de

Gestaltung: Anja Rohde, Hamburg

Druck und Versand: grafik + druck GmbH, München

Fotonachweis:
 Titelseite, S. 12, 14, 16, 18, 20: picture alliance, S. 4, 7, 10: Intro, S. 24, 25: privat

ISSN 0930-7842

Das DJI Bulletin erscheint viermal im Jahr. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder. Die Hefte können kostenlos unter www.dji.de/bulletinbestellung.htm abonniert oder bei Stephanie Vontz unter vontz@dji.de schriftlich angefordert werden. Geben Sie bei einer Adressänderung bitte auch Ihre alte Anschrift an. Die Adressen der Abonnenten sind in einer Adressdatei gespeichert und werden zu Zwecken der Öffentlichkeitsarbeit des DJI verwendet. Ein kostenloser Nachdruck ist nach Rücksprache mit der Redaktion sowie unter Quellenangabe und gegen Belegexemplar gestattet.

Download (pdf) und HTML-Version unter www.dji.de/bulletins

Neue Realitäten, alte Ideale

Der Blick in den Alltag der Familien in Deutschland zeigt, dass zwischen Wunsch und Wirklichkeit oft eine große Lücke klafft. Das Festhalten an traditionellen Familienbildern verhindert allerdings, richtige Antworten auf die neuen Herausforderungen von Vätern, Müttern und Kindern zu finden.

In die Debatte über die Familie ist Bewegung gekommen. Das ist unübersehbar. So viel öffentliche Aufregung, so viel Kontroverse, so viele Diskussionen gab es in Deutschland noch nie – um Erziehung und Kinder, um Kindeswohl und Kinderschutz, um geborene und nicht-geborene Kinder in einer »kinderarmen« Gesellschaft, um Elternschaft und Elternkompetenz, um eine familienfreundliche Arbeitswelt, um Generationsbeziehungen und Generationengerechtigkeit.

Das weiche Thema Familie ist zu einem Schlüssel-, ja sogar zu einem Zukunftsthema der großen Politik aufgestiegen – und das nicht nur zufällig. Keineswegs basiert dieser Bedeutungszuwachs allein auf einem geschickten Schachzug eines guten Medien- und Politik-Marketings. Vielmehr ist er Ausdruck eines neuen gesellschaftlichen Verständigungs- und Orientierungsbedarfs, einer notwendigen politischen Neujustierung in Sachen Familie. Dabei geht es bisweilen heftig durcheinander, vieles wird in einen Topf geworfen, anderes willkürlich herausgegriffen und anschließend dramatisch überbewertet. Einfache Antworten werden ebenso propagiert wie Scheinlösungen, bei denen einhergehende Nebenwirkungen und Kollateralschäden zu wenig beachtet werden. Zeitweilig fällt es schwer, den Überblick zu behalten, die richtigen und wichtigen Fragen von schmückendem Beiwerk zu trennen.

Eine Lebensform ohne Alternative

Vor 20 Jahren veröffentlichte das Deutsche Jugendinstitut (DJI) ein Kompendium unter dem Titel »Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familie heute«. Bereits zu jener Zeit beschäftigten sich die Autoren mit aktuellen »Erscheinungsweisen und Befindlichkeiten von Familien«. Damals wie heute geht es beim Thema Familie um zwei private und zwei öffentliche Themenblöcke. Im Binnenverhältnis der Familie steht die Frage einer stabilen Partnerschaft ebenso im Mittelpunkt wie die einer gelingenden Elternschaft, also die Frage nach den Generationsbeziehungen, den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Im Außenverhältnis geht es darüber hinaus um eine angemessene öffentliche Unterstützung von Familien, also um eine zukunftsfähige Familienpolitik in Anbetracht eines Nebeneinanders, Miteinanders und Gegeneinanders der Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsanstrengungen in privater und öffentlicher Regie. Daneben gilt es nach wie vor, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verbessern – und das auch mit Blick auf die Männer.

Während der Familie als Keimzelle menschlichen Zusammenlebens immer wieder eine große Bedeutung und ein gar nicht hoch genug zu schätzender Wert zugeschrieben wird, weisen empirische Befunde zugleich darauf hin, dass es um die bundesdeutschen Familienwirklichkeiten nicht in allen Fällen zum Besten steht. Sinkende Geburtenzahlen, rückläufige An-

teile an Zwei-Generationen-Haushalten, fragiler gewordene Partnerschaften, weniger Erst-Eheschließungen, steigende Scheidungszahlen sowie vielfach ökonomisch prekäre Ein-Eltern-Familien sind untrügliche Indizien, die einen um die Zukunftsfähigkeit der Familie bangen lassen müssen.

Man kann es allerdings drehen und wenden, wie man will: Im Kern gibt es auch im 21. Jahrhundert keine Alternative zur Lebensform Familie, die sich in modernen Gegenwartsgesellschaften abzeichnet oder gar in nennenswertem Umfang etabliert hätte. Familie ist und bleibt vorerst das einzige Interaktionssystem, in dem es den Menschen einigermaßen erfolgreich gelingt, die vielschichtigen Prozesse des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, der materiellen Selbstversorgung, der sozialen Sicherheit, der Verlässlichkeit und basalen Solidarität, der wechselseitigen Anteilnahme und Unterstützung, der Anerkennung sowie der emotionalen Zuwendung zu bewältigen.

Den Weg in die Moderne bahnen

Nichtsdestotrotz sind aber kleinere und größere Erosionsschäden am Idealbild der Familie unverkennbar. Die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen öffentlich proklamierter und empirisch realisierter Familie wird eher größer statt kleiner. Wichtig ist, diese Kluft nicht auch noch dadurch zu vergrößern, indem man unbeirrt versucht, die gelebte Familie wieder näher an das alte Ideal heranzuführen.

Im Gegenteil. Die Herausforderung besteht vielmehr darin, ein pragmatisches, realistisches, jedoch nicht-resignatives Leitbild Familie im Lichte veränderter Rahmenbedingungen und heutiger Familienwirklichkeiten zu entwickeln. Parallel dazu muss die Frage beantwortet werden, wie es gelingen kann, das System Familie unter den gegenwärtig abverlangten Vorzeichen moderner Lebensführung lebbar zu erhalten, unter Kontextbedingungen, die sich mit Stichworten umschreiben lassen wie Mobilität, Flexibilität, Globalisierung, Individualisierung, entstandardisierte Lebensformen, erodierende Milieus sowie wegfallende ideologische Gehäuse.

Anlässlich der großen DJI-Tagung in Berlin im November 2009 mit dem Titel »Doing Family – Familienalltag heute« beleuchten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Instituts in diesem Heft die Familie aus unterschiedlichen Perspektiven. Gemeinsam mit anderen Expertinnen und Experten der Wissenschaft zeigen sie auf, wie der globale Wandel den Alltag von Müttern, Vätern und Kindern beeinflusst und welche Reformen nötig sind. Die Beiträge bieten einen Einblick in das Wissen über Familienrealitäten und Familienpotenziale sowie über gesellschaftliche Risiken, denen Familien ausgesetzt sind.

Thomas Rauschenbach

Die globalisierte Familie

Das Leben von Müttern, Vätern und Kindern ist reich an Optionen geworden – den einen bringt das ungeahnte Möglichkeiten, andere werden zu Verlierern. Wie sich unsichere Arbeitsverhältnisse und Konkurrenzdruck auf den Familienalltag auswirken und warum Eltern dringend Entlastung benötigen.



Dösen im Fahrradanhänger: Eltern müssen bei der Kinderbetreuung heute oft Kreativität beweisen. Doch zuweilen ist das Ergebnis nur ein schlechter Kompromiss, da passende Unterstützungsangebote fehlen.

Andreas Lange und Karin Jurczyk

Familien sind keine Gegenstrukturen zur Gesellschaft, sondern eng mit anderen gesellschaftlichen Bereichen und Systemen verflochten und sie müssen, da immer weniger Traditionen vorgegeben sind, aktiv hergestellt werden. Dafür benötigen Eltern gemeinsame Zeit mit ihren Kindern, aber auch ein sicheres finanzielles Auskommen. Sie sind also abhängig von einer zunehmend leistungsorientierten Arbeitswelt. Besonders sichtbar wird diese Abhängigkeit im Zuge der Globalisierung, verstanden als multidimensionaler kultureller, sozialer und

wirtschaftlicher Prozess, bei dem internationale Verflechtungen und Interaktionen eine große Rolle spielen. Um Marktunsicherheiten zu bewältigen, setzen inzwischen viele Arbeitgeber auf flexiblere Beschäftigungsverhältnisse (Buchholz/Blossfeld 2009). Daraus resultierende Unsicherheiten und der wachsende Konkurrenzdruck belasten Familien in ganz besonderem Maße.

Paare schieben die Familiengründung auf

Die Studie »Globalife«, für die ein internationales Forschungsteam um den Soziologen Hans-Peter Blossfeld fünf Jahre lang Lebenslaufentscheidungen in einer globalisierten Welt untersuchte, zeigt zwar, dass Nationalstaaten die Auswirkungen der Globalisierung auf das Familienleben durch ihre Sozial-, Wirtschafts- und Familienpolitik verstärken oder abschwächen können. Allerdings verändert der Globalisierungsprozess in Form von Beschäftigungsunsicherheiten die Lebensläufe von Frauen und Männern: Sie gehen später feste Partnerschaften ein, verschieben die Familiengründung und bleiben nicht selten kinderlos: »Auf gesellschaftlicher Ebene entsteht dadurch ein Dilemma, denn einerseits werden verbesserte Bedingungen für betriebliche Flexibilität im Sinne höherer Wettbewerbsfähigkeit weithin als wünschenswert angesehen, andererseits aber auch steigende Geburtenraten« (Blossfeld u. a. 2007). Vor allem junge Erwachsene müssen als Verlierer der Transnationalisierung angesehen werden. Ihr späteres Einmünden in den Arbeitsmarkt und der damit verbundene verzögerte Übergang in eine selbstständige Existenz verlängert die Phase der ökonomischen Abhängigkeit von der Herkunftsfamilie (Stauber 2007). Dies erfordert von den Familien erhebliche Anpassungsleistungen im Hinblick auf die Lebenssituation der jungen Erwachsenen, etwa im Hinblick auf das Wohnen (Menz 2009).

Aktuelle Forschungen zu den Konsequenzen beruflich bedingter Multilokalität beleuchten eine andere Facette des Zusammenhangs von Globalisierung und Familie. Eine quantitative Studie zu Mobilitätsmustern in privaten Lebensformen zeigt, dass Frauen wesentlich seltener in weiten Distanzen mobil arbeiten als Männer (Schneider u. a. 2009). Und diese wenigen Frauen sind auffallend selten Mütter. Nach wie vor sind Frauen, die nach dem traditionellen Rollenmuster für die familiäre Sorgearbeit zuständig sind, stärker räumlich gebunden. Die wachsenden Mobilitätsanforderungen in der Arbeitswelt zwingen sie somit verstärkt dazu, sich zwischen Kindern und Karriere zu entscheiden oder komplizierte Balanceakte auf sich zu nehmen. Der Alltag von Familien, die aus beruflichen Gründen an mehreren Orten leben, birgt große, mitunter stressreiche Anforderungen an Väter, Mütter und Kinder.

Die Angst vor dem sozialen Abstieg wächst

Die Herausforderungen eines globalisierten Wirtschaftssystems gewinnen durch die aktuelle ökonomische Krise an Bedeutung. Zwar gaben in der repräsentativen »Vorwerk Familienstudie 2009« nur sieben Prozent der Befragten an, dass ihre eigene Familie sehr hart von der Wirtschafts- und Finanzkrise

betroffen ist. Allerdings gehen 52 Prozent der Eltern von Kindern unter 18 Jahren davon aus, dass viele (andere!) Familien in Deutschland stark darunter leiden (IDA 2009). Bereits in den Jahren zwischen 1984 und 2007 hat insbesondere im Zentrum der Mittelschicht die Angst vor dem sozialen Abstieg überproportional zugenommen (Lengfeld/Hirschle 2009). Diese Sorgen lösen bei einem großen Teil von Müttern und Vätern psychische Belastungen aus, die das Familienklima und damit auch die familialen Zukunftsperspektiven verschlechtern (Walper 2008).

Familien sind jedoch keine wehrlosen Opfer des gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels, vielmehr versuchen sie ihn im Rahmen ihrer Vorstellungen, Lebensziele und Ressourcen mitzugestalten. Eine der Folgen aus dem verschärften Wettbewerb ist beispielsweise das gesteigerte Bemühen vieler Eltern, ihrem Kind die bestmögliche Bildung zu bieten. Dabei lassen sich in der Mittelschicht bereits Abschottungstendenzen nachweisen. Die betroffenen Familien versuchen so, ihren Kindern Startvorteile zu erhalten (Henry-Huthmacher 2008). Die Suche nach der »richtigen« Schule wird immer wichtiger zur Bewältigung der als unsicher wahrgenommenen Zukunft des eigenen Nachwuchses. Zudem werden schon im Vorschulalter verstärkt Bildungsangebote genutzt (Müller/Spieß 2009), während der Schulzeit zahlen Eltern privaten Nachhilfeunterricht.

Mithilfe einer vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) und der Technischen Universität Chemnitz durchgeführten qualitativen Untersuchung lässt sich die Dynamik zwischen gesellschaftlichen und ökonomischen Herausforderungen und den familialen Bewältigungsversuchen nachvollziehen (Jurczyk u. a. 2009). Die Studie macht einerseits die Potenziale der flexiblen Arbeitsformen deutlich, die mit dem Wandel zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft entstehen. Zum Beispiel wachsen die Gestaltungsspielräume für ein selbstbestimmtes Zusammenleben der Familien. Andererseits weisen die Ergebnisse aber auch darauf hin, dass die neuen Arbeitsbedingungen zu einer belastenden permanenten Präsenz der beruflichen Arbeit in allen Bereichen des Lebens führen. Es ist davon auszugehen, dass die aktuelle Wirtschaftskrise und die damit verbundenen Existenzängste diese Tendenz weiter verstärken werden.

Flexible Arbeitszeiten, starre Institutionen

Gehen die Entwicklungen aber so weit, wie dies der Soziologe Tilmann Allert diagnostiziert? »Die Familie ist nicht länger eine Gegenwelt gegen das Rationalitätsprinzip des Wirtschaftslebens, vielmehr ist sie zu einem Vorbereitungsmodell avanciert ... Die selbstsuggestive Zauberformel von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf diktiert den praktischen Vollzug des Familienlebens«, schrieb er im August 2009 in einem Artikel in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«. Die DJI-Studie bestätigt, dass insbesondere projektförmige Arbeit, flexibilisierte Teilzeitarbeit, überlange Arbeitszeiten und erhöhte Mobilitätsanforderungen Reaktionen von den Familien erzwingen (Jurczyk u. a. 2009). So muss gemeinsame Zeit im Familienle-

ben aktiv hergestellt, geplant und ihr Zustandekommen immer wieder abgesichert werden. Dafür sind kreative Praktiken der Familienakteure notwendig, da eine große Diskrepanz zwischen den oftmals starren Zeittakten relevanter Kontextinstitutionen, etwa Schulen oder Kindertagesstätten (Kitas), und den zeitlichen Anforderungen von Familie und Beruf herrscht. Diesen »institutional lag« müssen Familien im Alltag individuell ausbalancieren. Stressreiche Arbeitsbedingungen beschneiden damit auch die Möglichkeit, die Familienzeit nach eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Dass Familien mit einer Vielzahl von innovativen Strategien versuchen, der Vereinnahmung durch die Erwerbsarbeit entgegenzuwirken, relativiert die These von Tilmann Allert nur teilweise. Denn der ökonomische Druck und die Angst vor Arbeitslosigkeit vergrößern die Lücken in der Sorgearbeit: Schlechte und lange Arbeitsbedingungen werden um fast jeden Preis akzeptiert. Eltern fühlen sich erschöpft, überlastet und vernachlässigen ihre Selbstsorge. Nicht zuletzt fällt es ihnen dadurch auch schwerer, die verbleibende gemeinsame Familienzeit aktiv zu gestalten (Jurczyk u. a. 2009). Diese Entwicklungen betreffen besonders sozial benachteiligte Familien, die nur wenige (finanzielle) Ressourcen zur Selbsthilfe mobilisieren können. Schwierigkeiten deuten sich aber auch bei Eltern an, die zusätzlich für ältere oder kranke Familienmitglieder Sorge leisten müssen. Da es an öffentlichen Unterstützungsangeboten mangelt, übernehmen immer häufiger ausländische Pflegekräfte, insbesondere aus Osteuropa oder Südamerika, kostengünstig Aufgaben in Familien. Allerdings fehlt den Menschen oft jegliche soziale Absicherung. Diese globalen Fürsorgeketten sind extrem problematische Lösungen, die auch durch die politischen und ökonomischen Bedingungen in Deutschland verursacht sind. Transnationale Familienkonstellationen sind daher ein wichtiges neues Forschungsfeld (Beck-Gernsheim 2009).

Die Chancen und Risiken der Globalisierung

Die Globalisierung und die zunehmende Flexibilisierung der Erwerbsverhältnisse bergen allerdings nicht nur Risiken, sondern auch Chancen. Zwar sind Prozesse der zunehmenden Fremdbestimmung und Kolonialisierung der Familie, wie sie der Soziologe Tilmann Allert beschreibt, unübersehbar. Denn die Ökonomie beeinflusst die Familie bei ihren alltäglichen Praktiken, Einstellungen sowie bei ihren Bildungs- und Sozialisationsanstrengungen. Andererseits können flexible Arbeitsformen aber auch attraktive Optionen für Eltern bieten: Sie ermöglichen individuelle Erwerbsbiografien und mehr Mobilität, eröffnen breitere Tätigkeitsspektren sowie Qualifizierungs- und Selbstverwirklichungschancen. Die stärkere berufliche Einbindung von Müttern befördert zudem egalitäre Geschlechterverhältnisse in den Familien und trägt zu deren ökonomischer Sicherheit bei. Vorausgesetzt die Frauen sind mit ihrer Arbeit zufrieden, können die Kinder sogar kognitiv und emotional von der Berufstätigkeit ihrer Mütter profitieren (Röhr-Sendlmaier 2009). Ob und wie künftig mehr Familien diese Chancen der Globalisierung nutzen können, wird von

einer gezielten sozial- und familienpolitischen Gestaltung der Entwicklungen auf nationalstaatlicher Ebene abhängen. Oberste Maxime sollte dabei sein, die Handlungsfähigkeit der Familie sowie deren Autonomie zu stärken.

Professor Dr. Andreas Lange ist am Deutschen Jugendinstitut (DJI) als Grundsatzreferent für Familienwissenschaften tätig. **Dr. Karin Jurczyk** leitet dort die Abteilung »Familie und Familienpolitik«. **Kontakt:** lange@dji.de, jurczyk@dji.de

Literatur

- Allert, Tilmann (2009): Die Sorge hat keine Adresse mehr. F.A.Z., Beilage, 19.08.2009
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2009): Ferngemeinschaften. Familien in einer sich globalisierenden Welt. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 6. Opladen, S. 93–109
- Blossfeld, Hans-Peter u. a. (2007): Globalisierung und die Veränderung sozialer Ungleichheiten in modernen Gesellschaften. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 4, S. 667–691
- Buchholz, Sandra / Blossfeld, Hans-Peter (2009): Beschäftigungsflexibilisierung in Deutschland – Wen betrifft sie und wie hat sie sich auf die Veränderung sozialer Inklusion/Exklusion ausgewirkt? In: Stichweh, Rudolf / Windolf, Paul (Hrsg.): Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit. Wiesbaden, S. 123–138
- Henry-Huthmacher, Christine (2008): Eltern unter Druck. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie. In: Henry-Huthmacher, Christine / Borchard, Michael (Hrsg.): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Stuttgart, S. 3–24
- Institut für Demoskopie Allensbach (2009): Vorwerk Familienstudie 2009. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland. Allensbach
- Jurczyk, Karin u. a. (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familien. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin
- Lengfeld, Holger / Hirschle, Jochen (2009): Die Angst der Mittelschichten vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittdatenanalyse 1984–2007. Zeitschrift für Soziologie, Heft 5, S. 379–398
- Müller, Grit / Spieß, Katharina C. (2009): Informelle Förderangebote – Eine empirische Analyse ihrer Nutzung in der frühen Kindheit. In: Roßbach, Hans-Günther / Blossfeld, Hans-Peter (Hrsg.): Frühpädagogische Förderung in Institutionen. Sonderheft 11 der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. Wiesbaden, S. 29–46
- Menz, Simone (2009): Familie als Ressource. Individuelle und familiäre Bewältigungspraktiken junger Erwachsener im Übergang in Arbeit. Weinheim
- Röhr-Sendlmaier, Una M. (2009): Berufstätige Mütter und die Schulleistungen ihrer Kinder. Bildung und Erziehung, Heft 2, S. 225–242
- Schneider, Norbert F. u. a. (2009): Beruf, Mobilität und Familie. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Opladen, S. 111–136
- Stauber, Barbara (2007): Zwischen Abhängigkeit und Autonomie: Junge Erwachsene und ihre Familien. In: Stauber, Barbara / Pohl, Axel / Walther, Andreas (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim, S. 129–154
- Walper, Sabine (2008): Sozialisation in Armut. In: Hurrelman, Klaus / Grundmann, Matthias / Walper, Sabine (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim, S. 203–216



Zufluchtsort der Mütter, Heimat der Söhne: Für die zweite Generation in Migrationsfamilien ist es oft sehr schwierig, die Balance zwischen Tradition und Moderne zu finden.

Fremde Familien

Viele öffentliche Debatten kreisen um das Thema Integration. Doch wie unterschiedlich zugewanderte Familien ihren Lebensalltag gestalten, bleibt meist unberücksichtigt. Welche Vorurteile und Ängste das multikulturelle Zusammenleben behindern.

Barbara Thiessen

Was ist unser Bild von Normalität, wenn es um Familien geht? Am Beispiel der »Lindenstraße« lässt es sich vielleicht erahnen: In Deutschlands berühmtester Fernsehserie, die in der Stadt München spielt, sind Fälle von Trennung, Scheidung oder Kriminalität stark überrepräsentiert. Familien mit Migrationshintergrund kommen hingegen deutlich seltener vor als in der Realität: Haben in der »Lindenstraße« von derzeit 14 Familien nur drei Migrationshintergrund, also lediglich ein Fünftel, so liegt der tatsächliche Anteil in München bei 35 Prozent (BAMF 2009).

Was sich an der »Lindenstraße« verdeutlichen lässt, offenbart sich auch in öffentlichen Diskussionen: Die Situation von Migrationsfamilien wird meist als Sonderfall betrachtet

(BMFSFJ 2000). Tatsächlich hat in Westdeutschland aber fast jede dritte Familie Migrationshintergrund (30 Prozent), in den neuen Ländern sind es 14 Prozent (Statistisches Bundesamt 2008). Zu diesen Familien zählen alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, bei denen mindestens ein Elternteil eine ausländische Staatsangehörigkeit besitzt oder die deutsche Staatsangehörigkeit beispielsweise durch Einbürgerung erhalten hat.

Die Missachtung der kulturellen Vielfalt

Empirische Studien zeigen, wie heterogen die Lebenslagen der Familien mit ausländischen Wurzeln in Deutschland sind. Unterschiede gibt es besonders zwischen den Einwanderungsgenerationen, den Herkunftsländern (der Eltern oder Großeltern) und den sozialen Milieus. Obwohl sich die Integrationsdebatte häufig auf türkischstämmige Mitbürger konzentriert,

kommt lediglich knapp ein Viertel der zugewanderten Familien aus der Türkei. Etwa ein Fünftel stammt dagegen aus Osteuropa, ein weiteres Fünftel aus süd- oder westeuropäischen Ländern (Statistisches Bundesamt 2009).

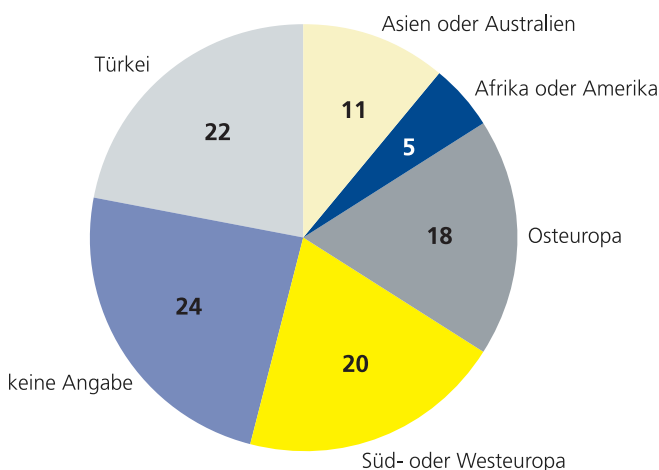
Entsprechend der Herkunft unterscheiden sich auch die Lebensformen. Türkische Familien halten besonders stark an traditionellen Mustern fest: 92 Prozent der Eltern sind verheiratet, was die Quote in allen anderen Einwanderungsgruppen übertrifft. In einheimischen Familien sind lediglich 79 Prozent der Eltern ein Ehepaar, die übrigen gelten als alleinerziehend oder als Lebensgemeinschaft. Doch auch in der Bevölkerung mit Migrationshintergrund finden sich überraschend viele Alleinerziehende. Ihr Anteil ist beispielsweise bei afrikanischen, amerikanischen und zum Teil auch osteuropäischen Zuwandern sogar höher als in der einheimischen Bevölkerung (Statistisches Bundesamt 2009).

Bundesweit gelten 14 Prozent der Familien als armutsgefährdet (Statistisches Bundesamt 2009). Laut den Ergebnissen der Sinus-Milieu-Studie finden sich Menschen mit Migrationshintergrund zwar in fast allen sozialen Milieus, allerdings sind sie in der Unterschicht und in der unteren Mittelschicht stärker repräsentiert. Die nationale Herkunft allein ist dabei aber offenbar weniger bestimmend als vielmehr der Bildungsgrad und der einstige Heimatort: Je höher das Bildungsniveau und je urbaner die Herkunftsregion, desto leichter und besser gelingt laut der Untersuchung die Integration (Wippermann 2007).

Diese wenigen Daten zur sozialen Lage und zu den Lebensformen und Herkunftsländern von Migrationsfamilien in

In der Welt zu Hause

Woher zugewanderte Familien in Deutschland stammen, in Prozent



Quelle: Statistisches Bundesamt 2009

Deutschland zeigen: »Die« Migrationsfamilie gibt es nicht. Bereits im sechsten Familienbericht wird deshalb die Rhetorik, die die Unterschiede der Migrantinnen und Migranten zur Mehrheitsgesellschaft akzentuiert und Exotisches betont, als eine »Folklore des Halbwissens« (BMFSFJ 2000) kritisiert. Das jüngste Beispiel hierfür lieferte Thilo Sarrazin bei einem Interview mit der Kulturzeitschrift »Lette International« im Herbst 2009. Das Vorstandsmitglied der Bundesbank und früherer Berliner Finanzsenator warf darin Türken und Arabern vor, sich der Integration zu verschließen und hat unter anderem gesagt: »Ich muss niemanden anerkennen, der vom Staat lebt, diesen Staat ablehnt, für die Ausbildung seiner Kinder nicht vernünftig sorgt und ständig neue kleine Kopftuchmädchen produziert.« Laut einer anschließenden Emnid-Umfrage stimmte die Hälfte der Bevölkerung dieser Aussage zu.

Hartnäckige Mythen der Migration

Wissenschaft und Politik wissen bisher sehr wenig über den vielfältigen Lebensalltag in Migrationsfamilien, was die Bildung von Vorurteilen und Mythen begünstigt. Zudem sind die Debatten über die Integration dieser Familien oft stark geprägt von den Vorstellungen über die Familie, die in der einheimischen Kultur vorherrschen. Diese Verknüpfung wird in Bezug auf Migrationsfamilien selten thematisiert und noch seltener wissenschaftlich untersucht. Die möglichen Implikationen sind jedoch nicht zu unterschätzen. Deshalb sollen sie an dieser Stelle entlang der wenigen gesicherten Erkenntnisse veranschaulicht werden.

Empirische Studien – wie etwa jene der Erziehungswissenschaftlerin Merle Hummrich (2009) oder der türkischen Psychologin Çiğdem Kağıtçıbaşı (2007) – weisen darauf hin, dass Migrationsfamilien mit einem »doppelten Familienmythos« belegt sind. Demnach schreiben Einheimische den Zuwandern einen vormodernen Lebensstil zu, der sich durch traditionelle, geschlechtliche Arbeitsteilungsmuster und einen engen, häufig auch emotionalen und körperbetonten Zusammenhalt auszeichnet. Diese Annahme rührt von einem (meist nicht bewusst thematisierten) Autonomie-Ideal der westlich-europäischen Kultur: Sich selbst als abhängig von Beziehungen zu sehen, scheint ambivalent konnotiert zu sein und wird daher bei den fremden Familien stark problematisiert oder auch idealisiert.

Der »Familienmythos« wird aber auch durch die Migrantinnen und Migranten selbst verstärkt. Oft weisen sie auf die »besonderen« Bindungen in ihrer Familie und deren verlässlichen Zusammenhalt hin (Hummrich 2009). Dahinter verbirgt sich möglicherweise eine Ambivalenz: Weil nichtdeutsche Menschen hierzulande mehr auf die Verlässlichkeit in der eigenen Familie angewiesen sind, fällt es ihnen schwer, Brüche im Familienleben einzugestehen. Längst finden sich allerdings Hinweise darauf, dass die hohe Arbeitsbelastung und unterschiedliche Wohnorte dazu führen, dass sich auch Migrantinnen und Migranten kaum mehr real als Familie erleben (Thiessen 2007). Hier bedarf es aber noch einer genauen Untersuchung der Alltagspraxis von Müttern, Vätern, Großeltern, Kindern und weiteren relevanten Verwandten in Migrationsfamilien. Dabei stehen in Anlehnung an den theoretischen Ansatz von »Doing Family« (Jurczyk/Lange 2002) unter anderem die Fragen im Mittelpunkt, wie Migrantinnen und Migranten konkret

Gemeinsamkeit im Familienleben herstellen und wie die soziale Situation und Bildungshintergründe die alltägliche Praxis beeinflussen.

Zwischen Angewiesenheit und Autonomie

Neuere empirische Studien deuten darauf hin, dass Migrationsfamilien über Generationen hinweg komplexe Ausbalancierungsprozesse zwischen Angewiesenheit und Autonomie bewältigen müssen. Diese sind massiv von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst (Gogolin/Nauck 2000, Gomolla/Radtke 2002, Hamburger 2005, Hummrich 2009). So kann die Mitarbeit eines türkischen Jugendlichen im elterlichen Betrieb beispielsweise nicht nur Ausdruck eines restriktiven Familienzusammenhalts sein, sondern auch Folge der gescheiterten Arbeitsplatzsuche. Zwar ist jede Familie Modernisierungsprozessen ausgesetzt, denn die Vorstellungen der Eltern sind gegenüber den Heranwachsenden in aller Regel kulturell »veraltet« (Hamburger/Hummrich 2007). Aber die familiäre Reorganisation wird unter Bedingungen der Migration noch komplizierter. Denn die Entscheidung zur Migration beinhaltet immer den Wunsch der Verbesserung der Lebenslage in einem System, das durch Leistung Aufstieg verspricht. Damit befinden sich die Eltern selbst in einem umfassenden Veränderungsprozess.

Die generationsübergreifende Arbeit am sozialen Aufstieg erweist sich in empirischen Studien insbesondere dann als schwierig, wenn die Eltern gescheitert sind und durch die Orientierung an traditionellen Mustern wieder Halt suchen (Hamburger/Hummrich 2007). Die zweite Generation soll dann einerseits den sozialen Aufstieg verwirklichen, sich andererseits aber nicht von der Tradition entfernen. Diese paradoxe Erwartung verkompliziert sich noch durch diskriminierende Erfahrungen am deutschen Bildungsmarkt, der gleiche Chancen bei gleicher Leistung verspricht, aber Migrantinnen und Migranten nicht selten benachteiligt.

Integration gelingt nur im Familienverbund

Deutlich wird: Belastbare Aussagen über Familien mit Migrationshintergrund erfordern eine intersektionelle Perspektive, also einen Ansatz, der kulturelle Bedingungen, soziale Milieus und Geschlechterdifferenzen zusammenführt. Integrationspolitik braucht deshalb ein selbstkritisches Nachdenken über Familie. Bisher hat sie allerdings meist nur einzelne Familienmitglieder im Blick: beispielsweise Kleinkinder mit Sprachdefiziten, Schüler mit Lernproblemen oder straffällige Jugendliche. Selbst im Nationalen Integrationsplan wird Familie bisher nicht als systematisches Element berücksichtigt. Bleibt sie aber eine »black box«, drohen Integrationsangebote etwa im Bildungs- und Ausbildungsbereich ins Leere zu laufen. Zumindest zeigen integrierte Ansätze aus der Familienbildung und -beratung, dass der Einbezug von Familienzusammenhängen zu nachhaltigeren Ergebnissen führt.

Integration gelingt deshalb am besten im Familienverbund, weil die Kinder ansonsten häufig in den Konflikt zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und den Idealen ihrer Eltern geraten. Emotionale Anerkennung ist allerdings eine wesentliche Basis für gelingendes Aufwachsen. Integration von Kindern und Jugendlichen kann daher nicht gegen die Familie erzielt werden, auch der Bildungserfolg ist »in die durch die El-

tern vermittelten Haltungen eingelagert« (Hummrich 2009). Einzubeziehungen ist dabei unbedingt die große Anzahl der Verwandtschaftsbeziehungen neben den Eltern und Großeltern, die in vielen Migrationsfamilien zum alltäglichen Familienleben dazu gehören. Hierzu braucht es allerdings zunächst ein profundes Wissen über »Doing Family-Prozesse« unter Bedingungen der Migration.

Die Sozialpädagogin und Supervisorin **Dr. Barbara Thiessen** ist Grundsatzreferentin in der Abteilung »Familie und Familienpolitik« des Deutschen Jugendinstituts (DJI).
Kontakt: thiessen@dji.de

Literatur

- Alt, Christian (Hrsg.; 2006): Kinderleben – Integration durch Sprache? Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern. Kinderleben – Band 4. Wiesbaden
- Büchner, Peter / Fuhs, Burkhard / Krüger, Heinz-Herrmann (1997): Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland. Kindheit, Jugend und Bildungsarbeit im Wandel. Ergebnisse der Transformationsforschung. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik, S. 35–52
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) (2009): Grunddaten der Zuwandererbevölkerung in Deutschland. Bonn
- Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (2000): Sechster Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Bonn
- Gogolin, Ingrid / Nauck, Bernhard (Hrsg.; 2000): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. Opladen
- Gomolla, Mechthild / Radtke, Frank-Olaf (2002): Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Opladen
- Hamburger, Franz (2005): Der Kampf um Bildung und Erfolg. In: Hamburger, Franz / Badawia, Tarek / Hummrich, Merle (Hrsg.): Bildungserfolg und Migration. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden, S. 7–24
- Hamburger, Franz / Hummrich, Merle (2007): Familie und Migration. In: Ecaarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden
- Hummrich, Merle (2009): Bildungserfolg und Migration. Biografien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft. Wiesbaden
- Jurczyk, Karin / Lange, Andreas: Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte. In: DISKURS, Heft 3/2002, S. 9–16
- Kağıtçıbaşı, Çiğdem (2007): Family, self, and human development across cultures. Theory and Applications, Mahwah, New Jersey
- Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt am Main
- Statistisches Bundesamt (2008): Familienland Deutschland. Wiesbaden
- Statistisches Bundesamt (2009): Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2007. Wiesbaden
- Thiessen, Barbara (2007): Muslimische Familien in Deutschland. Alltagserfahrungen, Konflikte, Ressourcen. Expertise für das BMFSFJ. Berlin
- Wippermann, Carsten u. a. (2007): Die Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Eine qualitative Untersuchung von Sinus Sociovision im Auftrag des BMFSFJ. Berlin

»Die Familie darf nicht länger Privatproblem der Eltern sein«

Vielen Menschen fällt es schwer, Kind und Beruf zu vereinbaren. Der Zeitforscher Ulrich Mückenberger fordert deshalb eine zeitpolitische Wende: Mütter und Väter müssten den gesetzlichen Anspruch erhalten, ihre Arbeitszeit vorübergehend zu reduzieren – ohne auf Karrierechancen verzichten zu müssen.



Im Takt der Zeit: Im Tagesrhythmus, den eine kühl kalkulierte Geschäftswelt vorgibt, sind Kinder nicht vorgesehen.

DJI: Herr Mückenberger, der amerikanische Autor James Gleick kritisiert in seinem Bestseller »Faster« den Trend zur »Gute-Nacht-Geschichte für eine Minute«. Haben Eltern heute zu wenig Zeit oder gehen sie nur falsch mit ihr um?

Mückenberger: Die Flexibilisierung der Gesellschaft ist gerade für Eltern eine echte Herausforderung. Sie können ihre Zeit zwar flexibler einteilen, aber der Koordinationsaufwand steigt enorm – im Privaten und im Beruflichen. Denn alle müssen ihre Zeit ständig neu organisieren. Das gelingt nicht jedem.

DJI: Wie wirkt sich das auf den Familienalltag aus?

Mückenberger: Die Wissenschaft spricht inzwischen von den Pinnbrett-Familien: Versetzte Arbeitszeiten, Mobilitätsphasen, das Versorgen der Kinder und der eventuell pflegebedürftigen Großeltern führen dazu, dass sich Paare kaum mehr begegnen. Sie koordinieren ihren Alltag – bildhaft gesprochen – nur noch über das Pinnbrett: Wer muss wann wen wohin fahren und wo abholen und so weiter. Das scheint mir

ein sehr großes Problem der gegenwärtigen Gesellschaft zu sein. Denn die Gefahr ist groß, dass die emotionale Basis der Familie, die kollektive Familienzeit, verloren geht.

DJI: Eine Verheißung der Industrialisierung war doch eigentlich: mehr Zeit für alle.

Mückenberger: Die Arbeitszeiten sind seit dem 19. Jahrhundert zwar deutlich kürzer geworden, aber ob wir deshalb mehr frei verfügbare Zeit haben, ist fraglich. Das liegt auch daran, dass es keine klare Abgrenzung mehr zwischen Arbeit und Freizeit gibt. Die Sphären von Berufs- und Privatleben durchdringen einander immer stärker, begleitet von der Tendenz, dass Menschen möglichst viel gleichzeitig und sofort erledigen wollen. Das ist eine tiefgreifende zeitkulturelle Veränderung.

DJI: Sie meinen, wir wollen einfach zu viel auf einmal: Erfolg im Beruf, Erfüllung in der Familie, Spaß in der Freizeit?

Mückenberger: In der Tat ist das ein Problem der globalisierten Gesellschaft. Der italienische Philosoph Giacomo Marramao spricht vom »Zeitsyndrom«: Die zeitlichen Erwartungen der Menschen übersteigen, was sie an zeitlichen Erfahrungen machen können. Das lässt sich auch an Ihrem eingangs genannten Beispiel deutlich machen: Eltern können sich heute billig eine ganze Sammlung von Büchern mit Gute-Nacht-Geschichten kaufen, finden aber keine Zeit, diese ihren Kindern vorzulesen.

DJI: Sind Eltern dem Zeitdruck hilflos ausgeliefert?

Mückenberger: Nicht ganz. Menschen können selbstverständlich lernen, ihre Zeit besser einzuteilen. Ein gutes Zeitmanagement alleine reicht aber nicht aus. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen müssen sich im Sinne der Menschen verbessern: die Arbeitszeiten, die Erreichbarkeit von Betreuungseinrichtungen, die Öffnungszeiten von Behörden und Arztpraxen. Die Familie darf nicht länger Privatproblem der Eltern sein. Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern werden sie in Deutschland immer noch bestraft, indem sie weniger verdienen, Rentenansprüche einbüßen, auf Karrierechancen verzichten. Wir reden zwar seit 35 Jahren über die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie, gelungen ist sie allerdings nicht.

DJI: Die Familienpolitik hat in der vergangenen Legislaturperiode aber doch einige wichtige Reformen angesto-

Ben: Das Elterngeld wurde eingeführt und die Betreuungsangebote für Kinder unter drei Jahren werden ausgebaut.

Mückenberger: Das stimmt, die Familienpolitik hat mit den Ministerinnen Renate Schmidt und Ursula von der Leyen endlich erste Schritte getan. Das einkommensbezogene Elterngeld verringert zumindest die Lohnausfälle nach der Geburt eines Kindes, und neue öffentliche Betreuungseinrichtungen ermöglichen mehr Frauen die Rückkehr in den Beruf. Wir stehen aber immer noch am Anfang der notwendigen zeitpolitischen Wende in der Familienpolitik.

DJI: Welche Veränderungen sind aus zeitpolitischer Perspektive erforderlich?

Mückenberger: Zeitpolitik setzt ganzheitlich bei den Lebenslagen der Menschen an. Thematisiert werden die strukturellen Merkmale des alltäglichen Lebens, die bei der bisherigen Vereinbarkeitspolitik außen vor bleiben. Alles ist in Deutschland darauf ausgerichtet, dass ein Familienmitglied tagsüber, zumindest halbtags, frei verfügbar ist. Eine Vollzeittätigkeit beider Eltern ist deshalb nur schwer zu realisieren. Die Kinderbetreuung stellt dabei das größte Problem dar: kurze Öffnungszeiten, mangelnde Flexibilität in der Lage der angebotenen Zeiten und unzureichende Qualität. Spätestens wenn das Kind in die Schule kommt, erweist sich, dass ganztägige Angebote fehlen. Und die Notwendigkeit, die Arbeitswelt zugunsten einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf umzugestalten, ist in Deutschland nicht ausreichend identifiziert.

DJI: Dank des technischen Fortschritts können einige Eltern arbeiten, wann und wo sie wollen. Das ist doch ein großer Vorteil für Familien.

Mückenberger: Allerdings nur dann, wenn sich Arbeitszeit und -ort tatsächlich an den Bedürfnissen und Lebenslagen der Menschen orientieren. Die Flexibilisierung der Berufswelt folgt heutzutage aber meist einer streng betriebswirtschaftlichen Logik, die andere Gesellschaftsbereiche überschwemmt. Um nur ein Beispiel zu nennen: In vielen Kaufhäusern gibt es das Modell der sogenannten kapazitätsorientierten flexiblen Arbeitszeit, kurz Kapofaz. Für die Verkäuferinnen bedeutet das, dass sich ihre Arbeitszeit nach dem Kundenaufkommen richtet. Eine teilzeitbeschäftigte Mutter muss dann beispielsweise am späten Vormittag zweieinhalb Stunden arbeiten und am späten Nachmittag nochmal ...

DJI: ... und in den Zeidlücken, die übrig bleiben, sollen Eltern dann maximale emotionale Profite in der Familie erwirtschaften.

Mückenberger: Genau. Aber das kann nicht gelingen, denn Familienleben und Kindererziehung verlangen Empathie und lassen sich nur bedingt planen, schon gar nicht »bewirtschaften«. Stattdessen müsste die Familie den Takt im Alltag angeben. Denn ohne eine auch privat organisierte Fürsorge für andere kann eine Gesellschaft nicht bestehen.

DJI: Wie sieht eine familienfreundliche Arbeitswelt aus?

Mückenberger: In Schweden haben nicht nur beide Elternteile den Anspruch darauf, weniger Zeit am Arbeitsplatz zu verbringen, solange ihre Kinder klein sind. Darüber hinaus wird ihnen

gesetzlich zugesichert, dass sie später wieder Vollzeit arbeiten können. In Deutschland scheut sich die Politik bis heute, den Unternehmen solche verbindlichen gesetzlichen Auflagen zu machen. Unser Recht kennt zwar einen Teilzeitananspruch, aber nicht den Rückkehranspruch in Vollzeit. Wenn man Eltern zu billigen würde, ihre Arbeitszeit vorübergehend zu reduzieren, um später wieder mehr oder insgesamt länger zu arbeiten, wäre das Problem der Vereinbarkeit viel geringer. Das wäre im Übrigen auch vernünftig angesichts der steigenden Lebenserwartung.

DJI: Inwiefern?

Mückenberger: Zeit ist nicht nur zwischen Frauen und Männern oder zwischen gesellschaftlichen Gruppen höchst ungleich verteilt, sondern auch über das Lebensalter hinweg. Familienforscher sprechen von der »Rush hour« in der Mitte des Lebens, in der junge Erwachsene volles Engagement im Job bringen, aber auch ein Heim gründen und Kinder erziehen sollen. Gleichzeitig fallen viele der Vollzeiterwerbstätigen aufgrund eines kalendarisch gegebenen Stichtages plötzlich in den Ruhestand. Die Erwerbszeit und die Pensionierung werden als ein extremes Nacheinander von Zeitnot und Zeitwohlstand erlebt. An die Stelle dieses gewaltsamen Nacheinanders müsste ein Nebeneinander von zeitlicher Beschleunigung und Entschleunigung, von Anspannung und Entspannung treten.

DJI: Welche Aufgaben sollten sich die Politiker in der nächsten Legislaturperiode stellen?

Mückenberger: Es geht darum, einem Vereinbarkeits-Modell zum Durchbruch zu verhelfen, das das »System« der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion in den Blick nimmt. Es verlangt ein ressortübergreifend koordiniertes und aufeinander abgestimmtes System. Nötig sind erstens auf Lebenslagen bezogene flexible Arbeitszeitmodelle, zweitens eine öffentliche Kultur der Pflege, der Ganztagschule, der Kleinkindbetreuung und drittens die Fortentwicklung des lohnbezogenen Elterngeldes. Das entspricht einem »schwedischen Modell«, das auf die Bedingungen unseres Landes angepasst ist. Dieses sollte – mehr noch als in Schweden – die vergangene Geschlechterdiskriminierung abwehren und Männern und Frauen eine gleiche Beteiligung an Elternschaft und Erwerbstätigkeit erlauben. Ich bin mir aber keineswegs sicher, ob die derzeitige Koalition zu einer solchen systematischen Vereinbarkeitspolitik bereit sein wird.

Interview: Birgit Taffertshofer



Professor Dr. Ulrich Mückenberger leitet an der Universität Hamburg die Forschungsstelle Zeitpolitik. Diese Forschungsdisziplin ist noch relativ jung, obwohl die Menschen sich immer schon mit ihrem Anliegen befassten: den Takt des gesellschaftlichen Alltags zeitlich sinnvoll zu gestalten. »Moderne Zeitpolitik hat zum Ziel, jedem Menschen die Teilhabe an dem sozialen und kulturellen Leben zu ermöglichen, das in und jenseits der Arbeit stattfindet«, steht im Manifest der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik, die Mückenberger mitbegründete. Der Professor für Arbeits- und Sozialrecht sowie Europarecht sucht nach strukturellen Konflikten in der gesellschaftlichen Zeitgestaltung und nach Wegen sowie Beteiligungsverfahren zu ihrer Lösung.
Kontakt: Ulrich.Mueckenberger@wiso.uni-hamburg.de

Mütter der Nation

Trotz aller Kämpfe und Einsichten übernimmt die junge Frauengeneration in Deutschland – sobald Kinder geboren werden – immer noch den Hauptteil der Erziehungs- und Hausarbeit und stellt berufliche Ambitionen zumindest zeitweise zurück. Woran die Geschlechtergerechtigkeit in der Familie scheitert.



Kleine Kinder gehören zur Mutter, lautete lange Zeit die Überzeugung vieler Menschen in Westdeutschland. Doch inzwischen wünschen sich zwei Drittel der Eltern einen Betreuungsplatz für ihr zweijähriges Kind.

Waltraud Cornelißen

Bezogen auf die Familie wird Geschlechtergerechtigkeit meist als die Ermöglichung einer gleichen Verteilung von Familien- und Berufsarbeit zwischen Frauen und Männern verstanden. Eine solche Angleichung wird sozial- und wirtschaftspolitisch immer notwendiger, entspricht aber auch zunehmend den veränderten Normen in der Gesellschaft und den mehrheitlichen Wünschen der betroffenen Generation.

Kinderlose Paare teilen sich die Erwerbs- und Familienarbeit inzwischen nahezu gerecht untereinander auf. So verrichteten Frauen ohne Nachwuchs, wie eine große Zeitbudgetstudie aus dem Jahr 2002 zeigt, täglich »nur« gut eine Stunde mehr unbezahlte Hausarbeit als ihre Partner. Umgekehrt gingen die Männer knapp eineinhalb Stunden länger einer bezahlten Arbeit nach als ihre Partnerinnen. 1991/92 war diese Verteilung noch deutlich ungleicher (Gille/Marbach 2004). In Paarhaushalten mit Kindern unter 15 Jahren haben sich die

Geschlechterrollen in dieser Zeitspanne dagegen kaum verändert. Nach wie vor übernehmen die Mütter den Hauptteil der Erziehungs- und Hausarbeit.

Eine aktuelle Umfrage bei Eltern mit Kindern unter elf Jahren führt allerdings zu dem Ergebnis, dass eine gemeinsame Verantwortung in Familie und Beruf deutlich mehr Zustimmung findet als das klassische Familienmodell, in dem allein der Vater erwerbstätig ist. 62 Prozent halten es prinzipiell für am besten, »wenn beide Elternteile berufstätig sind und sich die Kinderbetreuung teilen«. Nur 24 Prozent bevorzugen es, »wenn der Mann berufstätig ist und die Kinder von der Frau versorgt werden« (Forsa 2008).

Neue Normen, alte Gesetze

Das klassische Ernährermodell ist also bei Weitem nicht mehr mehrheitsfähig. Auch in der für die Deutschen lange Jahre heiklen Frage, ob Mütter von Kleinkindern berufstätig sein dürfen, setzt allmählich ein Umdenken ein. Während 1982

noch 77 Prozent der berufstätigen verheirateten Mütter in Westdeutschland Bedenken gegenüber der Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern formulierten, waren es 2004 »nur« noch 46 Prozent. In Ostdeutschland, wo die außerfamiliale Betreuung der Kinder zu DDR-Zeiten verbreitet war, hielten es lediglich 20 Prozent für bedenklich (Dressel/Cornelißen/Wolf 2005). Die Normen, die Mütter einseitig auf Familienarbeit verpflichten, haben sich also immerhin gelockert.

Dennoch zeugen bis heute das Ehegattensplitting, die Witwenrente und die beitragsfreie Mitversicherung nicht erwerbstätiger Familienmitglieder davon, dass konservative Regierungen und Bundesgerichte über Jahrzehnte vor allem die Hausfrauenehe mit männlichem Ernährer ermöglicht und finanziell abgesichert haben. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wurde in Deutschland dagegen nur sehr zögerlich erleichtert (Gerlach 2008a).

Abgehängt und ausgeträumt

Die Große Koalition hat dieses Defizit in der vergangenen Legislaturperiode erkannt und mit dem Kinderförderungsgesetz ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: Von 2013 an werden Kinder im Alter von ein und zwei Jahren einen Rechtsanspruch auf ein Betreuungsangebot haben. Dies wird von Bund, Ländern und Kommunen so interpretiert, dass im Bundesdurchschnitt eine Inanspruchnahme für 35 Prozent der Kinder gewährleistet werden soll. Diese Quote ist in den ostdeutschen Bundesländern zum Teil schon deutlich überschritten, im Westen aber bei Weitem noch nicht erreicht (Schilling 2009).

In vielen anderen europäischen Staaten wurde schon vor Jahren ein pädagogisch hochwertiges, flächendeckendes Kinderbetreuungsangebot aufgebaut, das die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erleichtert. 2006 wurden in Dänemark bereits 73 Prozent aller Kinder unter drei Jahren außerhalb der Familie betreut, in Schweden und den Niederlanden waren es immerhin jeweils etwa 45 Prozent (Gerlach 2008b). Die Zunahme der Erwerbstätigkeit von Müttern ging in vielen europäischen Ländern mit einer erheblichen Ausweitung der Teilzeitarbeit einher. Die Teilzeitquote der Männer änderte sich allerdings kaum. Auch in Deutschland arbeiten 46 Prozent der erwerbstätigen Frauen in Teilzeit, aber nur 9,5 Prozent der Männer. Im internationalen Vergleich liegt diese Differenz meist deutlich niedriger (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2008).

Was das erste Lebensjahr der Kinder betrifft, plädieren Eltern heute ganz überwiegend noch für eine Betreuung in der Familie. Diese wird zumeist von den Müttern gewährleistet. Nach dem ersten Lebensjahr des Kindes wächst aber der Wunsch nach alternativen Angeboten. Von den Eltern der Zweijährigen wünschen sich bereits zwei Drittel einen Betreuungsplatz für ihr Kind (Riedel 2007). Dies ist eine deutliche Abkehr von der in Westdeutschland traditionell fest verankerten Vorstellung, ein Kleinkind gehöre zur Mutter. Derzeit erhalten in Westdeutschland allerdings nur knapp 2 Prozent der unter Einjährigen, knapp 10 Prozent der Ein- bis Zweijährigen und 25 Prozent der Zwei- bis Dreijährigen einen Betreuungsplatz. In Ostdeutschland liegt diese Quote um ein Vielfaches höher. So besuchen dort 75 Prozent der Zwei- bis Dreijährigen außerhäusliche Angebote (Schilling 2009).

Partner wünschen sich ähnlich lange Arbeitszeiten
Insgesamt klaffen Wunsch und Wirklichkeit der Mütter in Deutschland noch weit auseinander. Ähnliches gilt für die Väter. Viele wünschen sich kürzere Wochenarbeitszeiten. Dies gilt ganz besonders für die vielen Väter, die mehr als 40 Stunden pro Woche arbeiten. Eine aktuelle Studie zeigt: Drei Viertel der erwerbstätigen Väter und mehr als die Hälfte dieser Mütter würden ihre Arbeitszeit gerne reduzieren. Teilzeitbeschäftigte Mütter, vor allem diejenigen mit marginaler Arbeitszeit, möchten ihre Arbeitszeit dagegen erhöhen (Klenner/Pfahl 2008). Paare wünschen sich also in der Tendenz eine Angleichung ihrer Arbeitszeiten.

Was politisch und gesellschaftlich notwendig ist, um die gewünschte Balance zwischen Beruf und Familie zu ermöglichen, zeichnet sich klar ab: In Betrieben muss die alltägliche familiäre Verantwortung von Vätern für ihre Kinder stärker als bisher respektiert werden. Betriebe müssen sich flexibel den je nach Familienphasen wechselnden Arbeitszeitwünschen von Müttern und Vätern anpassen, und sie müssen akzeptieren, dass Frauen und Männer vermehrt Arbeitszeitmodelle nachfragen, die von dem dominanten Muster der oft überlangen Vollzeitarbeit für Väter und der eher geringfügigen Beschäftigung von Müttern abweichen (Klenner/Pfahl 2008). Außerdem muss das Angebot außerfamilialer Kinderbetreuung in den westdeutschen Bundesländern qualitativ und quantitativ beschleunigt weiter ausgebaut werden.

Die Soziologin **PD Dr. Waltraud Cornelißen** ist Expertin für Geschlechterforschung und Frauenpolitik am Deutschen Jugendinstitut (DJI).
Kontakt: cornelissen@dji.de

Literatur

- Dressel, Christian / Cornelißen, Waltraud / Wolf, Karin (2005): Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: Cornelißen, Waltraud (Hrsg.): Gender-Datenreport 2005, verfügbar über: <http://www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdokument.property=pdf.pdf>
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2008): Bericht der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen zur Gleichstellung von Frauen und Männern
- Forsa (2008): Lebensgefühl von Eltern. Repräsentativbefragung für Gruner & Jahr. Redaktion ELTERN, Tabellenband verfügbar über: http://www.eltern.de/pdf/Tab-Lebensgefühl-von-Eltern_P8490_v2.pdf
- Gerlach, Irene (2008a): Wichtige Stationen bundesdeutscher Familienpolitik. In: Informationen zur politischen Bildung, Nr. 301/2008, S. 54–63
- Gerlach, Irene (2008b): Sozialstaatskonzeptionen und Familienpolitik. In: Informationen zur politischen Bildung, Nr. 301/2008, S. 64–73
- Gille, Martina / Marbach, Jan: (2004). Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Alltag in Deutschland. Analysen der Zeitverwendung. Band 43, S. 43–113
- Huinink, Johannes (2008): Familienleben und Alltagsorganisation. In: Informationen zur politischen Bildung, Nr. 301/2008, S. 15–27
- Klenner, Christina / Pfahl, Svenja (2008): Jenseits von Zeitnot und Karriereverzicht – Wege aus dem Arbeitszeitdilemma. WSI-Diskussionspapier Nr. 158. Verfügbar über: http://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_diskp_158.pdf
- Riedel, Birgit (2007): Vater, Mutter, Krippenkind? Was Eltern erwarten. In: DJI Bulletin, Heft 3/4/2007, S. 11–12
- Schilling, Matthias (2009): Der U3-Ausbau kommt (zu) langsam voran. In: KomDat, Heft 1/2009, S. 14–15

Väter in der Zerreißprobe

Moderne Männer wollen Erfolg im Beruf und Erfüllung in der Familie. Doch beides lässt sich in der heutigen Arbeitswelt nur schwer umsetzen. Solange das stärkere Engagement für das Kind ein finanzielles Risiko bleibt, wird sich am traditionellen Rollenverständnis des Familienernährers wenig ändern.



Männer möchten sich in der Familie engagieren, doch nicht selten scheitern sie an ihren eigenen Ansprüchen.

Claudia Zerle und Isabelle Krok

Knapp 18 Prozent der bis Mitte 2009 beendeten Elterngeldbezüge wurden laut dem Statistischen Bundesamt von Vätern in Anspruch genommen. Vor der Einführung der neuen Elterngeldregelung waren es gerade einmal 3,5 Prozent. Diese familienpolitische Maßnahme zeigt also Wirkung – und das nachhaltig: Väter, die Elternzeit genommen haben, verbringen mehr Zeit mit den Kindern, haben eine intensivere Bindung zu ihnen und betreuen sie auch nach der Elternzeit mehr, wie eine aktuelle Studie des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung zeigt (RWI 2009).

Diese Entwicklung ist auch Ausdruck eines veränderten Bewusstseins: Der Wunsch nach gleichberechtigten Rollenmodellen ist gestiegen, die Erwerbstätigkeit von Frauen und Müttern wird Normalität. Junge Väter möchten heute einerseits für die finanzielle Grundlage sorgen, andererseits ihre Kinder auch betreuen und sich Zeit für sie nehmen – also eine modernisierte Variante des Modells vom männlichen Familienernährer leben (Zerle/Krok 2008).

Trotz des gestiegenen Engagements der Väter und der erhöhten Erwerbsbeteiligung von Müttern zeigt sich allerdings kein Umschwung zu einer ausgeglichenen Aufteilung der Familienarbeit: Der Großteil der Väter (73 Prozent) übernimmt mit lediglich zwei Partnermonaten den deutlich kürzeren Teil

der insgesamt 14-monatigen Elternzeit (Statistisches Bundesamt 2009). An der gesamten Betreuungszeit beteiligen sich die Väter im ersten Lebensjahr des Kindes im Schnitt mit 11 Prozent, im zweiten Lebensjahr mit 16 Prozent (RWI 2009). In jeder zweiten Familie hingegen übernimmt die Mutter im ersten Jahr mehr als 95 Prozent der Betreuung, im zweiten Lebensjahr sind es nur ein paar Prozentpunkte weniger. Zu konstatieren ist: Trotz geänderter Einstellungen und dem Wunsch nach einer ausgeglichenen Aufgabenteilung besteht weiterhin ein starkes Ungleichgewicht zwischen dem Einsatz von Männern und Frauen. Woran mag das liegen?

Neue Facetten von Vaterschaft

Zunächst ist zu betonen, dass Vaterschaft heute – neben den gesellschaftlich geforderten »neuen Vätern« – in vielen Facetten und Formen gelebt wird. Jeannette Abel etwa ermittelte in ihrer qualitativen Studie drei Typen von Vätern, in deren Leben Vaterschaft eine je eigene Rolle spielt (Abel 2009). Der *oberflächlich engagierte Vater* zieht demzufolge »Bereicherungen eher aus dem Beruf oder anderen Aktivitäten«. Grund für sein geringes väterliches Engagement sind stark traditionelle Männlichkeitsvorstellungen. Der *unsicher ambivalente Vater* sieht sich wenig verbindlichen Rollenerwartungen gegenüber. Er betont seine Verantwortung für das Familieneinkommen; für die Kinderbetreuung hat er weniger Zeit, als er gerne investieren

Zur Herstellung von Familie

Der gesellschaftliche Wandel schafft neue Herausforderungen für die Gestaltung des Alltags und der Beziehungen in der Familie. Da immer weniger Traditionen vorgegeben sind, muss Familie aktiv hergestellt werden. Die empirischen und konzeptionellen Untersuchungen des Deutschen Jugendinstituts (DJI) richten den Blick auf die beteiligten Akteure, Prozesse und Praktiken – ein Werkstattbericht.

Karin Jurczyk, Barbara Keddi, Andreas Lange und Claudia Zerle

Der eingängige, aber oft unspezifisch genutzte Begriff des »Doing Family« rückt die vielfältigen Praktiken im familialen Alltag, also das Alltagshandeln in und von Familien, das »Tun« von Familie in den Vordergrund. Mit der Betonung des Akteursstatus der Familie und ihren Mitgliedern soll gesagt werden, dass Familie heute als Ressource für Gesellschaft und Individuen nicht mehr selbstverständlich gegeben ist. Vielmehr sind zu ihrem Zustandekommen, ihrem alltäglichen Funktionieren sowie der Kontinuität in der Familienbiografie körperliche, mentale und emotionale »Leistungen« (im Sinne von mehr oder weniger bewussten und zielgerichteten Aktivitäten) notwendig, die jedoch immer schwieriger zu erbringen sind. Familienalltag konstituiert sich damit als zwar gesellschaftlich geformter, aber selbst hervorgebrachter und gestalteter Tätigkeits- und Erfahrungszusammenhang im Privatbereich moderner Gesellschaften. Er ist eng verzahnt mit der gesellschaftlichen Umwelt – vom Bildungs- über das Gesundheitssystem bis hin zum Wirtschafts- und Erwerbssystem.

»Doing Family«: den Familienalltag erforschen

Das Konzept »Doing Family« ist eine Anleihe beim wissenschaftlichen Konzept des »Doing Gender« (West/Zimmerman 1987), welches die Konstruktionsprozesse von Geschlecht in sozial und institutionell gerahmten Interaktionen hervorhebt. In der Übertragung auf Familie wird akzentuiert, dass es kein »natürliches« Familienhandeln gibt, vielmehr bestimmen immer sozio-kulturelle Kontexte und Vorstellungen darüber mit,

WAS IN FAMILIEN GETAN WIRD → KOCHEN • TRÖSTEN • BACKEN • TISCH DECKEN •

wie Familie gelebt wird. Familie stellt eine gemeinsame Leistung der Akteure nach innen und nach außen dar, die identitätsstiftenden Charakter hat. »Doing Family« setzt sich ab von einer rein funktionalen Sichtweise darauf, was in der Familie geschieht und welche Leistungen sie für die Gesellschaft produziert – oder eben nicht (mehr) produziert.

Darüber hinaus hat im angloamerikanischen Sprachraum die Beschäftigung mit Aspekten wie Raum, Zeit, Körper und Emotion, die in der konventionellen Familienforschung vernachlässigt wurden, einige Autoren (Daly 2003) dazu angeregt, neue Wege in Richtung Theoretisierung des »Doing Family« und des Familienalltags zu gehen. Wesentliche Impulse im deutschen Sprachraum zu einer alltagsorientierten Familienforschung gingen dabei vom Ansatz alltäglicher Lebensführung aus (Kudera/Voß 2000). Er beleuchtet die Praktiken sinnhafter Alltagsgestaltung und untersucht die Koordination von Aktivitäten zu einem Muster von Lebensführung, das als ein System eigener Art hergestellt wird. Dieses System weist – einmal etabliert – ein gewisses Beharrungsvermögen auf. Lebensführung ist eine aktive Leistung, auch wenn dies den Akteuren so nicht bewusst sein muss. Das gilt auch, wenn mehrere individuelle Lebensführungen in einer Familie – teils konfliktuell – aufeinander abgestimmt werden müssen.

Aspekte des Familienalltags

Der Familienalltag hat viele verschiedene Aspekte. Im Folgenden werden daher ausgewählte Dimensionen des »Doing Family« veranschaulicht und vertieft.

Beiläufigkeit und Mehrdeutigkeit

Die Familie zielt nicht auf rationale Zweckerfüllung. Die Qualität des Familienalltags beruht auf emotionalen und körpergebundenen Beziehungen. Aktivitäten erfüllen nicht nur eine Funktion, sondern sind oftmals durch Mehrdeutigkeit und Multifunktionalität gekennzeichnet. Zum Beispiel können Bildungsprozesse während der gemeinsamen Mahlzeit stattfinden, oder es entwickelt sich ein gutes Gespräch, wenn ein Elternteil das Kind mit dem Auto zur Schule bringt. Insofern ist »vermisches Tun« charakteristisch für Sorgeleistungen in Familien (Ostner/Pieper 1980). Beiläufigkeit und gezieltes Tun stehen aber in einem zunehmend paradoxen Zusammenhang: So ist die aktive und reflexive Herstellung von Gemeinsamkeit aufgrund gesellschaftlicher Prozesse, die die unterschiedlichen Familienmitglieder zusehends in verschiedene Systeme wie Bildung, Erwerb und Freizeit einbinden, einerseits immer notwendiger (Jurczyk u. a. 2009), andererseits widerspricht sie dem Charakter emotional basierter persönlicher Beziehungen.

Mahlzeiten

Die regelmäßigen Mahlzeiten spielen in heutigen Familien quantitativ eine wichtige Rolle für das Familienleben. Familien in Deutschland nehmen sich aktuell sogar mehr Zeit für das gemeinsame Essen als 1990. Mahlzeiten sind häufig eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen die gesamte Familie regelmäßig zusammenkommt (Leonhäuser u. a. 2009). Familienmahlzeiten sind intensive, verdichtete Episoden innerhalb des Familienalltags. Der Tisch wird gedeckt, das Essen wird gegessen, es wird über die Tagesgeschehnisse geredet und der nächste Tag geplant. Obwohl gemeinsame Mahlzeiten durchschnittlich nur 20 Minuten dauern (Fiese/Schwartz 2008), beinhalten sie nicht nur Aspekte von Ernährung, sondern von Familienzusammengehörigkeit, von Fürsorge im emotionalen und körperlich-gesundheitlichen Bereich, von kulturellen, sozialen und kognitiven Lern- und Bildungsprozessen und mehr. Sie repräsentieren, prototypisch für die meisten Aktivitäten in Familien, flexible Arrangements von Einzeltätigkeiten, ein Gemisch von Beabsichtigtem und Unbeabsichtigtem, Routine und Kreativität.

Leistungen von Familien

Der Rahmen, in dem Familienalltag stattfindet und gelebt wird, sowie die Unterschiede in den Lebenslagen und Familienkonstellationen prägen die Ressourcen, Anforderungen und Einschränkungen des Familienlebens und damit auch die Muster familialer Praktiken sowie das Erbringen von Leistungen. Familiäre Lebensführung findet in aktiver und permanenter Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, kulturellen Traditionen und Wertesystemen statt. Besonders angesichts sich forciert verändernder sozialer, ökonomischer und kultureller Lebensbedingungen wird deutlich, dass Familie ein aktiver Gestaltungsprozess ist, der hohe Anforderungen an die Beteiligten stellt – umso mehr, je komplexer und dynamischer Lebensformen, Geschlechterarrangements und Erwerbsbedingungen sind.

Die öffentliche Debatte über Veränderungen von Familie rückt demgegenüber zumeist negative Krisenszenarien in den Mittelpunkt. Speziell die Erziehungs- und Sozialisationsleistungen von Familien werden kritisiert. Ein nüchterner Blick in die Familien-, Kindheits-, Jugend- und Sozialisationsforschung zeigt jedoch: Familien sind Wohlfahrtsproduzenten,

die ihren Alltag möglichst gut zu organisieren versuchen und große Anstrengungen unternehmen, um ihre Kinder gut aufwachsen zu lassen, häufig mit erheblichen Belastungen und Gefühlen der Überforderung (Henry-Huthmacher 2008). Es gelingt Eltern allerdings unterschiedlich gut, das Wohlbefinden ihrer Kinder sowie ihre sozialen, kognitiven, kulturellen, instrumentellen und motorischen sowie personalen Kompetenzen zu fördern. Dies ist nur teilweise auf individuelle oder lebenslagenbedingte Defizite zurückzuführen, sondern vielmehr auf die strukturellen Überforderungen von Familie im sozialen Wandel durch spiralförmig steigende Anforderungen des Erwerbs- und Bildungssystems (Betz 2008). Vor diesem Hintergrund sind Familien zunehmend auf die kooperative Unterstützung gesellschaftlicher Teilsysteme angewiesen, wie etwa eine öffentliche Kinderbetreuung.

Akteure der Familie

Familien sind haushaltsübergreifende Netzwerke mit verschiedenen Interessen und Bedürfnissen, Erfahrungen und Deutungen sowie Einbindungen in gesellschaftliche Teilsysteme. Zudem gibt es vor allem abhängig von der sozialen Position, der Generation und dem Geschlecht gesellschaftlich unterschiedliche Macht- und Entscheidungsbefugnisse. Die in diesem Netzwerk aufeinandertreffenden individuellen Lebensführungen und -erfahrungen müssen zwischen den Familienmitgliedern ausbalanciert werden. Statt autoritäre elterliche oder männliche Entscheidungen zu akzeptieren, werden diese zunehmend ausgehandelt.

Als Akteure sind Individuen, familiäre Subsysteme (beispielsweise Eltern-Kind, Großeltern-Enkel, Paare und Geschwister) sowie die Familie als ganzes System zu unterscheiden. Bei der Herstellung von Gemeinsamkeit gibt es deshalb sehr unterschiedliche Schnittmengen zwischen den Beteiligten, keinesfalls sind immer alle potenziell Angehörigen im Familienalltag zusammen. Zu den Geschlechterverhältnissen in Ehe und Paarbeziehungen liegen zahlreiche Untersuchungen vor, dagegen werden Kinder als eigenständige Akteure bislang selten wahrgenommen. Die Sicht der Kinder weist jedoch häufig deutliche Unterschiede zu jener der Eltern auf. So nehmen Kinder beispielsweise Streit und Konflikte anders wahr als ihre Eltern, haben ein sehr weites Verständnis davon, wer zur Familie gehört und äußern hohes Wohlbefinden in der Familie, auch wenn Mütter oder Väter aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit mal weniger Zeit für sie haben (Alt/Lange 2004).

Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Flexiblere Erwerbsbedingungen, pluralisierte und dynamisierte Familienformen sowie Geschlechterbeziehungen lassen die bisherigen Vereinbarkeitskonzepte als unzureichend erscheinen. Multilokale Familienkonstellationen stellen spezielle Herausforderungen an die Organisation des Familienlebens, seien sie

durch berufliche Mobilität oder durch Trennung bedingt. Gelegenheiten für ein familiales Miteinander müssen trotz räumlicher Distanz gezielt hergestellt werden (Schier 2009).

Besonders Familien von Doppelverdienern erfordern ein anspruchsvolles Vereinbarkeitsmanagement. Vielfach sind komplexe logistische Planungen vonnöten, welche die zeitlich und räumlich gebundenen Aktivitäten der Familienmitglieder koordinieren und synchronisieren. Vor allem Frauen sind die »Managerinnen des Alltags« (Ludwig u. a. 2002). Diese ungleiche Verantwortungszuweisung ist Ursache für ihre fortbestehende Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt. Gleichzeitig ist jedoch die Erwerbsbeteiligung beider Eltern ökonomisch immer notwendiger und insbesondere von vielen Frauen gewünscht.

Formen der Arbeitsteilung

Die konkreten Tätigkeiten im Alltag variieren stark geschlechtsspezifisch, was den Akteuren in der Familie durchaus bewusst ist. Geschlecht zeigt sich als ein prägender Faktor für das Tun in der Familie sowie als ein stetiges dyadisches Inszenieren von Männlichkeit oder Weiblichkeit. Selbst bei Partnern mit relativ hoher Bildung stellen sich traditionelle Muster oft mit der Geburt des ersten Kindes ein (Friebel 2008). In der Verteilung der mit Kindern verbrachten Zeit zeigen sich deutliche Unterschiede nach Geschlecht (Institut für Demoskopie Allensbach 2009). Generell beschäftigen sich Mütter im Durchschnitt mehr als fünf Stunden mit ihrem Nachwuchs. Mit Kindern unter drei Jahren verbringen sie gut acht Stunden pro Werktag. Bei 10- bis 13-Jährigen reduziert sich die Zeit auf etwa vier Stunden. Selbst wenn beide Elternteile in Vollzeit arbeiten, sind Frauen mit knapp vier Stunden pro Tag durchschnittlich fast doppelt so lang für ihre Kinder präsent wie Männer. Am Wochenende sind die Unterschiede geringer. Väter nehmen sich dann im Durchschnitt rund sechs Stunden Zeit für ihren Nachwuchs, vollzeitbeschäftigte Mütter sieben-einhalb Stunden.

Dennoch engagieren sich Väter heute stärker bei der Betreuung ihrer Kinder – vor allem beim Spielen und Vorlesen von Geschichten, was für die Bildungs- und Sozialisationsprozesse grundsätzlich positiv zu beurteilen ist. Tätigkeiten wie Waschen, Anziehen und Füttern verbleiben allerdings fast unverändert im Zuständigkeitsbereich der Mütter. Da Frauen vorwiegend für die Beziehungsarbeit in der Familie zuständig sind, ist es kein Wunder, dass nur 11 Prozent der befragten Kinder des DJI-Kinderpanels angeben, ihre Mutter sei zu wenig präsent für sie. Dagegen vermissten 37 Prozent von ihnen gemeinsame Zeit mit ihrem Vater.

Routinen und Rituale

Die Ausbildung von Routinen hat einen entlastenden Charakter für die Alltagsorganisation, denn Routinen sind Verfesti-

gungen von Handlungsabläufen, über die nicht immer neu nachgedacht und entschieden werden muss. Sie sind verlässliche Ankerpunkte, entlang derer Aktivitäten geplant und ausgerichtet werden können. Die Inszenierung von Ritualen geht über diese koordinierende und Verlässlichkeit gebende Funktion von Routinen hinaus: Sie bestätigen die Selbstdarstellung und Reproduktion der familialen Ordnung und Identität.

Nicht allein Symbole und Normen, sondern das gemeinsame Tun und Erleben sind für die Wirkung und Integrationskraft von Ritualen verantwortlich. Aktuelle Forschungen zu Alltags- und Festritualen zeigen, dass diese in Familien nicht als streng festgelegte Abläufe vollzogen werden, sondern orientiert an den Entwicklungsthemen und -bedürfnissen der Familienmitglieder ausgestaltet werden (Audehm/Wulf/Zirfas 2007). Besonders bedeutsam ist dies für unkonventionelle Familienformen, beispielsweise Patchworkfamilien, homosexuelle Paare mit Kindern oder Familien mit Hausmann und Karrierefrau. Um sich und anderen zu signalisieren »Wir sind eine Familie!« wird das Familienleben inszeniert und »theatralisiert«. Diese Praktik wird auch »Displaying Family« genannt (Finch 2007).

»Doing Christmas«

Das Familienritual par excellence ist Weihnachten. Das familiäre Weihnachtsfest bewegt sich dabei zwischen Stabilität und Innovation, zwischen Tradition und Kreativität. Beim »Doing Christmas« gibt es eine klare Rollenverteilung. Die Verantwortung für die Organisation des Festes obliegt meistens den Eltern. Sie sind die »Zeremonienmeister«. Die Großeltern sind die Garanten für Kontinuität und Tradition und werden als wichtige Gäste geachtet. Die Kinder bilden das privilegierte Zielpublikum des Festes. Als Akteure stehen sie in der Mitte der Inszenierung und sind an ihrer Gestaltung aktiv beteiligt. Das familiäre Weihnachtsritual übernimmt alljährlich die Funktion einer atmosphärischen Gegenwelt gegenüber dem gewöhnlichen Alltag. Die zufälligen, die unglücklichen und erfreulichen Ereignisse in der erzählten Familiengeschichte werden einer ritualisierten Inszenierung unterzogen (Baumann 2009).

Wohlbefinden

Nachdem die empirische Sozialforschung lange Zeit das Wohlbefinden als Thema ignoriert hat, wurde es in der »Glücksforschung« entdeckt. Familie leistet in einer arbeitsteilig spezialisierten Gesellschaft einen wertvollen Beitrag für die emotionale Stabilisierung der Menschen. Die individuelle Wertschätzung dieser Leistung wird in Untersuchungen immer wieder bestätigt. Sie geht so weit, dass Familien- und Paarbeziehungen als die wichtigsten Fundamente eines glücklichen Lebens verstanden werden. In der Tat deuten die Befunde der Lebensqualitätsforschung darauf hin, dass Menschen in Partnerschaften und Familien ein größeres Wohlbefinden aufweisen und eine höhere Lebenserwartung haben als Alleinlebende (Layard 2005).

Auch Kinder bezeichnen eine unterstützende und liebevolle Familie am häufigsten als Grundlage für eine »gute Kindheit«. Entsprechend sind die Trennung der Eltern oder Brüche im familialen Zusammenhalt der stärkste Faktor, der das subjektive Wohlbefinden – zumindest vorübergehend – eintrübt (BMFSFJ 2009, mit Bezug auf »Good Childhood Inquiry«: www.goodchildhood.org.uk). Unter schlechten Bedingungen birgt die Familie das größte Risiko für die subjektive Entwicklung und das Wohlbefinden. Familienalltag kann hoch belastende Aspekte haben. Diese Ambivalenz von Familie, vor allem in der Kindheit, bei Krankheit oder in Gewaltverhältnissen, ist aufgrund enger Beziehungen und teilweise existenzieller Abhängigkeiten unaufhebbar.

Konflikte als Teil des Alltags

Familien sind keine heile Welt. Dies zeigen die Zahlen über familiäre Gewalt gegen Frauen und Kinder in unterschiedlichen Formen. Kleinere alltägliche Konflikte kommen in fast allen Familien vor (Teubner 2003). Gut 90 Prozent der im Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts (DJI) befragten Mütter und Väter können sich an Konflikte mit ihren acht- bis neunjährigen Kindern erinnern. Der Nachwuchs selbst thematisiert das etwas seltener (86 Prozent). Das Aufräumen des Kinderzimmers ist aus Sicht aller Beteiligten die Hauptursache für Alltagskonflikte zwischen Eltern und Kindern. Streitereien darüber, was das Kind anziehen darf oder soll, werden am seltensten als Grund genannt.

Familien in Risikolagen

In sogenannten Risikolagen – bei Armut, Erwerbslosigkeit der Eltern oder familialen Beziehungskonflikten – sind die Gestaltungsanforderungen an Familien hoch, ganz besonders wenn diese Risikofaktoren kumulieren. Armut bedeutet meist nicht nur eine Einkommensdeprivation, sondern auch eine mehrdimensionale Benachteiligung mit ökonomischen (monetären), sozialen und kulturellen sowie subjektiven Aspekten (Butter-

wege 2009). Angesichts der Polarisierung von Lebenslagen in Deutschland wächst die Gruppe hoch belasteter Familien. Sie sind nicht nur materiell unterversorgt, sondern es mangelt ihnen an Bildung und beruflicher Qualifikation. Oft sind sie arbeitslos.

Kinder in deprivierten sozialen Lagen können nur eingeschränkt Beziehungskompetenzen entwickeln, sie erfahren Ausgrenzung, verbunden mit dem Gefühl von Wertlosigkeit. Bereits im Alter von zehn Jahren sehen sich Kinder aus diesen Familien nach der World-Vision Studie 2007 komplett »abgehängt« (Hurrelmann/Andresen 2007). Sie werden von ihren oft resignierten Eltern kaum gefördert. Der Schulalltag der Kinder wird zum permanenten Kampf, bei dem Lernschwächen, gesundheitliche Störungen und Verhaltensauffälligkeiten kumulieren. Familien in typischen Risikolagen (geringes Einkommen, Bildungsdefizite, Arbeitslosigkeit, schwierige Beziehungskonstellationen) weisen häufig ein niedriges Routine-niveau im Alltag auf (Churchill/Stoneman 2004) und benötigen Unterstützung. Denn unter solchen Bedingungen kann eine Gefahr für das Wohl der Kinder entstehen. Jedoch gilt ein solcher Zusammenhang nicht generell – auch Familien in schwierigen Lebenslagen weisen eine Vielzahl von alltäglichen Bewältigungsstrategien auf.

Umgang mit Medien

In der Regel interessiert man sich für die Wirkungen der Medien *auf* die Familie. Mithilfe des Konzepts des »Doing Family« zeigt sich allerdings, dass Medien keine isolierten technischen Geräte sind, die auf Familienmitglieder einwirken. Sie sind vielmehr Bestandteil und Ressource des organisierten familialen Alltags. Die mit den Medien transportierten Inhalte liefern vielfältige Anlässe der Strukturierung des Tages- und Wochenablaufs. Gemeinsame Lieblingsserien und -bands bieten gemeinsamen Gesprächsstoff und stellen damit Material für die sozialen Beziehungen der Familienmitglieder bereit. Nicht selten ist die Mediennutzung aber auch Anlass für vielfältige Konflikte in den Familien.

Insbesondere können die neuen Medien und Kommunikationstechnologien bei der Organisation des Alltags von Familie helfen (Christensen 2009). Das Handy beispielsweise kann zur Absicherung der Betreuung oder auch zur Kontrolle der Kinder eingesetzt werden. Medien wie das Internet und die sich daran anschließenden Dienste wie Skype, Chatrooms oder Netzwerkplattformen werden unter den Bedingungen eines multilokalen Familienlebens zu unverzichtbaren Kommunikationsmitteln, welche die fehlende Kopräsenz der Familienmitglieder kompensieren (Schier 2009).

Regionen und Räume

Der Wohnort eröffnet Familien Ressourcen oder führt zu Restriktionen bei der Alltagsorganisation. Neben Unterschieden in der Lebensführung zwischen Ost und West, Stadt und Land (Otte/Baur 2008) zeigt eine differenziertere Raumtypologie aber auch landkreisspezifische Lebensbedingungen von Familien auf (DJI Regionaldatenbank). Sogar innerhalb von Städten unterscheiden sich die Alltagsbedingungen erheblich. »Familienwelten« sind innerhalb der Grenzen einer einzigen Stadt kleinräumig differenziert, und es gibt signifikante Unterschiede der Bedingungen des Aufwachsens von Kindern im Vergleich zwischen Städten (Strohmeier/Wunderlich/Lersch 2009). Zudem kristallisieren sich spezielle Muster des Familienlebens in suburbanen Räumen heraus (Menzl 2007). Dort ist aufgrund der eingeschränkten Infrastruktur ein hohes Maß an Planung von »Wegekettens« notwendig, um den Alltag zu bewältigen.

Zeitknappheit und Stress

Familien brauchen Zeit, um Gemeinsamkeit zu erleben und um Sorgeleistungen zu erbringen (Heitkötter u. a. 2009). In allen westlichen Industriegesellschaften klagen Eltern jedoch über ein beträchtliches Ausmaß an Stress, allen voran die Mütter. Damit verbunden ist das Gefühl, die Elternrolle nicht angemessen ausfüllen zu können (Henry-Huthmacher 2008). Eine besondere Zuspitzung von quantitativer Zeitknappheit tritt bei Einelternfamilien auf, bei zwei Vollzeiterwerbstätigen oder sehr flexibel arbeitenden Eltern. Zeitnot im Familienalltag entsteht vor allem dadurch, dass die Zeitstrukturen moderner Familien, flexibler Erwerbsarbeit und starrer Kontextinstitutionen unter anderem nicht mehr zusammenpassen (Jurczyk u. a. 2009).

Trotz allgegenwärtigem Stress nimmt aber die Zeit von Eltern für Kinder – untersucht auf einer aggregierten Ebene – nicht ab. Eltern sind in der Bundesrepublik heute sogar deutlich länger mit ihren unter sechsjährigen Kindern zusammen als noch vor zehn Jahren (Statistisches Bundesamt 2004). Waren es laut Zeitbudgetstudien 1991/1992 in den neuen Bundesländern pro Tag vier Stunden und 52 Minuten, verbrachten sie 2001/2002 sechs Stunden und drei Minuten gemeinsam. In den alten Bundesländern nahm der Anteil der mit Kindern verbrachten Zeit um etwa eine Dreiviertelstunde auf sechs Stunden und 50 Minuten zu.

Dass Frauen gleichzeitig im Durchschnitt ihre Hausarbeitszeit um etwa 30 Minuten reduziert haben, ist ein Hinweis darauf, dass sie trotz ihrer Einbindung in Erwerbsarbeit nicht an der Zeit für Kinder sparen wollen. Zu kurz kommt demgegenüber aber die Zeit mit dem Partner sowie die Sorge für sich selbst (Jurczyk u. a. 2009). Die Stressphänomene im Alltag führen sowohl in der Erwerbsarbeit als auch in der Familie zu Belastungen, die Effekte auf die Gesundheit haben (Wolf 2006).

Verschiedene Familienphasen

Familiale Praktiken folgen individual- und familienbiografischen Prozessen (Lange 2009). Sie verändern sich mit dem Alter der Kinder und der Eltern sowie mit den Erfahrungen. So sind Routinen im Umgang mit Kleinkindern nicht unbedingt geeignet für Kinder im Schulalter. Familiale Praktiken sind an die jeweilige Situation anzupassen. Häufig müssen ganz »neue« Praktiken etabliert werden. »Doing Family« beginnt aber nicht erst, wenn eigene Kinder vorhanden sind, sondern viel früher: Bereits in der eigenen Herkunftsfamilie und durch biografische Erfahrungen entstehen (Wunsch-)Bilder vom späteren Leben. Sie beeinflussen, bewusst und unbewusst, auch die Partnerwahl und das Beziehungsverhalten.

Wie kann man »Doing Family« messen?

Alltagsbezogene Familienforschung stellt die Frage, wie und mit welchen Praktiken und Wissensbeständen Familien beziehungsweise die familialen Akteure in ihrem Alltag handeln und Familie herstellen. Hierzu gibt es unterschiedliche methodische Verfahren: In Zeitbudgetstudien wird die Zeiteinteilung in Familien und Haushalten erhoben. Das Statistische Bundesamt hat beispielsweise 1991/1992 und 2001/2002 rund 5.400 Haushalte mit mehr als 12.000 Personen mithilfe von Fragebögen sowie Tagebüchern über ihre Lebensverhältnisse und Zeitaktivitäten befragt (Statistisches Bundesamt 2004).

Vor allem in psychologischen Studien werden standardisierte Instrumente, wie etwa das »Family Ritual Instrument« (Jensen u. a. 1983) zur Erhebung und Messung von familialen Routinen und Ritualen eingesetzt. Der Fokus liegt dabei auf Familien in Risikolagen. In qualitativen, mikrosoziologischen Studien geht es vor allem darum, wie Familie durch alltägliche Handlungen hergestellt wird. In der Familienpsychologie wird mit computerunterstützten Tagebüchern gearbeitet, um die emotionalen Befindlichkeiten während bestimmter familialer Praktiken zu dokumentieren. In sozialpsychologischen und soziologischen Studien wird häufig auf qualitative Methoden zurückgegriffen, zunehmend werden Verfahren wie die teilnehmende Beobachtung oder Videografie, aber auch Fotos und Familieninterviews einbezogen (Rönkä/Korvela 2009).

Blitzlichter auf aktuelle Forschungsprojekte

Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AIDA)

Im Familienmodul der gerade abgeschlossenen ersten Welle des Integrierten DJI-Surveys »Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AIDA)« wurde das Konzept der alltäglichen Lebensführung von Familie in standardisierte, für Telefoninterviews geeignete Fragen übersetzt. Auf einer breiten quantitativen Datenbasis wird herausgearbeitet, wie Familie je nach Lebensform, Familienphase und Lebenslage »hergestellt« wird. Im Vordergrund steht, was die Befragten konkret tun. Um die Muster familialer Lebensführung zu rekonstruieren, werden individuelle und familiale Aktivitäten und Routinen differenziert erhoben. Komplettiert wird das Bild durch Fragen zu biografischen Eckpunkten, subjektiven Deutungen und Lebensentwürfen, Belastungen und Wohlbefinden sowie zur Beziehungs- und Kommunikationsqualität. Insgesamt werden bei AIDA Personen in 25.000 Haushalten befragt. Die Studie wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) finanziert und in regelmäßigen Abständen von ca. vier Jahren wiederholt. Die ersten Ergebnisse liegen voraussichtlich im Herbst 2010 vor.

Die Langzeitstudie AIDA erhebt nicht nur Daten zu den Lebenslagen von Familien, sondern auch zum Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen. Ziel der Studie ist es, Faktoren und Konstellationen zu beschreiben, die den Lebenslauf von Individuen prägen und beeinflussen. Neben persönlichen Einflüssen – wie individuellen Kompetenzen und Fähigkeiten, Werten, subjektiven Deutungen und Zukunftsvorstellungen des Einzelnen sowie konkreten Aktivitäten – werden die sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt, mit denen Individuen heute zurechtkommen müssen. Zudem werden die sozialen Kontexte der Menschen einbezogen. Denn sie agieren stets in Familienzusammenhängen und stehen in unterschiedlichen Generationenbeziehungen. Diese sozialen Faktoren prägen den Lebenslauf, die individuelle Lebensführung und die Lebensplanung ebenso wie die individuellen Merkmale. Die Befragten der Studie werden demnach nicht als isolierte Individuen, sondern als Mitglieder umfassender sozialer Netzwerke im Kontext von spezifischen Biografien betrachtet und analysiert.

Weitere Informationen sind im Internet erhältlich unter www.dji.de/famaida

Pflegekinderhilfe in Deutschland

Familienformen, die nicht der sozio-biologischen Norm entsprechen, bedürfen der expliziten Konstruktion und Inszenierung von Familie – etwa Stief-, Pflege- oder Adoptionsfamilien. In dem inzwischen abgeschlossenen DJI-Projekt »Pflegekinderhilfe in Deutschland« wurde aus qualitativen Interviews

das »Doing Family« aus der Sicht von Pflegeeltern und Kindern rekonstruiert. Für das Funktionieren und Gelingen von Pflegefamilien erweist sich insbesondere das Herstellen von Gemeinsamkeit als Herausforderung. Denn Familie muss dort von Grund auf neu hergestellt werden, von Seiten der Eltern, der Geschwister und der Pflegekinder.

Wenn irgendwann der Zeitpunkt komme, und das Pflegekind, das sich anfangs nicht habe berühren lassen, »von sich aus kommt und sagt: Mama, ich hab dich lieb. Also das sind so Höhepunkte ..., wo man die ganzen Schwierigkeiten vergisst«, sagt beispielsweise eine Pflegemutter im Interview. »Doing Family« wird damit zum Integrationsprozess, denn ein Pflegekind bringt als neues Familienmitglied nicht nur Spielzeug und Kleidung mit, sondern auch Erfahrungen aus seiner Herkunftsfamilie sowie Grundthemen seines Lebens und seiner Eltern: Scham, Schuld, Konfliktlösungsformen, Verhaltensweisen, Gebote, Verbote und vieles mehr.

Mit diesen und weiteren Ergebnissen aus der Studie können Angebote der sozialen Arbeit zur Vorbereitung, Begleitung und Fortbildung von Pflegefamilien weiter entwickelt werden. Seit Ende der 1980er Jahre besteht in der Pflegekinderhilfe ein Streit darüber, ob Pflegefamilien in Relation zu den Herkunftsfamilien »Ersatz-«, »Ergänzungs-« oder »Als-ob-« Familien sind. Diese Zuschreibungen beziehungsweise Definitionen führen zu unterschiedlichen Konzepten der Unterstützung von Pflegefamilien und des Einbezugs oder Ausschlusses von leiblichen Eltern. Wird der Fokus dagegen auf das »Doing Family« von Pflegefamilien als praktisch immer wieder neu herzustellenden Lebenszusammenhang von Eltern und Kindern gelegt, müssen Qualifizierungsangebote für Pflegefamilien, Herkunftseltern und Pflegekinder stärker auf die konkrete Unterstützung der Alltagspraxis bezogen werden.

Weitere Informationen sind im Internet erhältlich unter www.dji.de/pflegekinderhilfe

Bildungsprozesse zwischen Familie und Ganztagschule

Die Sichtweise von »Doing Family« lenkt in diesem DJI-Projekt den Blick auf alltägliche Bildungsprozesse und auf konzeptionelle Intentionen der Ganztagsbildung. Diese Verschränkung spiegelt sich in den drei Untersuchungsbereichen des Projektes. Im Bereich »Struktur alltäglicher Bildungsepisoden« geht es um das Zusammenspiel von formellen und informellen, schulischen und außerschulischen Lernprozessen. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Erwerb und der Vermittlung individueller Lebensführungskompetenzen. Darüber hinaus werden die Wechselwirkungen familialer Lebensführung mit der Ganztagschule und umgekehrt untersucht: Wie schaffen es Familien und Jugendliche, ihren Freizeit- und

Familienalltag trotz Ganztagschule zu organisieren? Von Interesse ist die temporale Platzierung ausgewählter Bildungsepisoden im Tages- und Wochenverlauf, der maßgeblich von den durch die Ganztagschule vorgegebenen Zeiten und Rhythmen beeinflusst wird.

In dem Bereich »Familie als Bildungsort – Synergien mit Ganztagschule im Alltag« wird die implizite und explizite Bezugnahme auf schulische Bildungsinhalte beziehungsweise auf die wahrgenommenen Anschlussmöglichkeiten der in der Familie reflektierten Bildungsgüter untersucht. Zusammengefasst sind die alltäglichen Praktiken in und von der Familie das »Trägermedium« der bildungsbezogenen Handlungsepisoden und daran anknüpfenden Aneignungsprozesse der Heranwachsenden.

Weitere Informationen sind im Internet erhältlich unter www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=673

Multilokalität von Familie

Die Schumpeter-Nachwuchsgruppe »Multilokalität von Familie« betrachtet das durch berufliche Mobilität beziehungsweise durch familiäre Ursachen bedingte Phänomen einer zunehmenden »Mehr-Örtigkeit« von Familie, die zu längeren und wiederholten Phasen der Trennung in Familien sowie zu verschiedenen räumlichen Bezugspunkten der Familienmitglieder führt. Vor dem Hintergrund, dass die räumliche Kopräsenz ein konstitutives Element von Familie ist, steht im Zentrum, wie Familie trotz wechselnder An- und Abwesenheiten hergestellt werden kann. Für das Balancemanagement in Trennungsfamilien bedeutet das, dass die Alltagsgestaltung und die individuellen Lösungen zur Vereinbarkeit von Kinderbetreuung und beruflichen Anforderungen sowie die zeitliche Organisation der Tagesabläufe regelmäßig verändert werden müssen – je nachdem, ob der Nachwuchs gerade beim Vater oder bei der Mutter versorgt wird. Neben der Alltagsgestaltung müssen organisatorische Fragen, wie zum Beispiel Termine der Kinder mit dem getrennt lebenden Partner abgeglichen und koordiniert werden.

Neue Anforderungen stellen sich außerdem im Hinblick auf die Herstellung des Gefühls, eine Familie zu sein. Vor allem kommunikationstechnologische Möglichkeiten können hier helfen, Nähe zwischen dem Elternteil und den zeitweise räumlich abwesenden Kindern herzustellen. Bei der Rückkehr der Kinder von dem anderen Elternteil wird es zudem notwendig, die Kinder wieder in den Familienalltag zu integrieren und das Gefühl der Nähe und Gemeinsamkeit in der folgenden Zeit der räumlichen Kopräsenz (wieder) herzustellen.

Weitere Informationen sind im Internet erhältlich unter www.dji.de/multilokale_familie

Literatur

- Alt, Christian / Lange, Andreas (2004): Deine Familie, meine Familie? Die Perspektiven von Müttern und ihren Kindern. In: Zeitschrift für Familienforschung, Heft 2, S. 111–129
- Audehm, Kathrin / Wulf, Christoph / Zirfas, Jörg (2007): Rituale. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden, S. 424–440
- Baumann, Maurice (2009): Ritualisierung und Religiosität der erzählten Familiengeschichte. In: Baumann, Maurice / Hauri, Roland (Hrsg.): Weihnachten – Familienritual zwischen Tradition und Kreativität. Stuttgart, S. 25–63
- Betz, Tanja (2008): Ungleiche Kindheiten. Theoretische und empirische Analysen zur Sozialberichterstattung über Kinder. Weinheim
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2009): Wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Forschung zu »Wohlbefinden von Eltern und Kindern«. In: Monitor Familienforschung. Ausgabe 19, Berlin
- Christensen, Toke Haunstrup (2009): »Connected presence« in distributed family life. New Media and Society, Heft 3, S. 433–451
- Churchill, Susan L. / Stoneman, Zolinda (2004): Correlates of family routines in head start families. In: Early Childhood Research and Practice, Heft 1, S. 1–12
- Daly, Kerry (2003): Family theory versus the theories families live by. In: Journal of Marriage and Family, Heft 4, S. 771–784
- DJI Regionaldatenbank: www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=99
- Finch, Janet (2007): Displaying families. In: Sociology, Heft 1, S. 65–81
- Fiese, Barbara / Schwartz, Marlene (2008): Reclaiming the family table: Mealtimes and child health and wellbeing. In: Social Policy Report, Heft 4, S. 1–20
- Friebel, Harry (2008): Die Kinder der Bildungsexpansion »Doing Gender« in der Hausarbeit. In: Familiendynamik, Heft 1, S. 69–89
- Heitkötter, Martina u. a. (Hrsg.): (2009): Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. Opladen
- Henry-Huthmacher, Christine (2008): Eltern unter Druck. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie. In: Henry-Huthmacher, Christine / Borchard, Michael (Hrsg.): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Stuttgart, S. 3–24
- Hurrelmann, Klaus / Andresen, Sabine (2007): Kinder in Deutschland 2007. World Vision Kinderstudie. Frankfurt am Main
- Institut für Demoskopie Allensbach (2009): Vorwerkstudie 2009. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland. Allensbach
- Jensen, Eric W. / James, Sherman A. / Boyce, W. Thomas / Hartnett, Sue A. (1983): The family routines inventory: Development and Validation. Social Science and Medicine, Heft 4, S. 201–211
- Jurczyk, Karin / Schier, Michaela / Szymenderski, Peggy / Lange, Andreas / Voß, Gerd Günter (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familien. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin
- Kudera, Werner / Voß, G. Günter (Hrsg.) (2000): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen
- Lange, Andreas (2009): Gestaltungsaufgaben in der Familienbiografie. In: Macha, Hildegard / Witzke, Monika (Hrsg.): Handbuch der Erziehungswissenschaften. Band III. Familie – Kindheit – Jugend – Gender. Teilband 1. Paderborn, S. 437–455
- Layard, Richard (2005): Die glückliche Gesellschaft. Kurswechsel für Politik und Wirtschaft. Frankfurt am Main
- Leonhäuser, Ingrid-Ute / Meier-Gräwe, Uta / Möser, Anke / Zander, Uta / Köhler, Jacqueline (2009): Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum. Wiesbaden
- Ludwig, Isolde / Schlevogt, Vanessa / Klammer, Ute / Gerhard, Ute (2002): Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland. Berlin
- Menzl, Marcus (2007): Leben in Suburbia. Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt am Main
- Ostner, Ilona / Pieper, Barbara (1980): Problemstruktur Familie – oder: Über die Schwierigkeit, in und mit Familie zu leben. In: Ostner, Ilona / Pieper, Barbara (Hrsg.): Arbeitsbereich Familie. Umriss einer Theorie der Privatheit. Frankfurt am Main, S. 96–170
- Otte, Gunnar / Baur, Nina (2008): Urbanism as a way of life? Räumliche Variationen der Lebensführung in Deutschland. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 2, S. 93–116
- Rönkä, Anna / Korvela, Pinjo (2009): Everyday family life: Dimensions, approaches, and current challenges. In: Journal of Family Theory & Review, S. 87–102
- Schier, Michaela (2009): Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie: Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 1/2, S. 55–66
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): (2004): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Band 43. Wiesbaden
- Strohmeier, Klaus Peter / Wunderlich, Holger / Lersch, Philipp (2009): Kindheiten in Stadt(teil) und Familie. Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 17, S. 25–32
- Teubner, Markus (2003): Familie und Familienleben. DJI Kinderpanel. Deskription der Daten der ersten Welle. www.dji.de/cgi-bin/inklunde.php?inklunde=kinderpanel/Deskriptionen/start.htm
- West, Candace / Zimmerman, Don (1987): Doing Gender. In: Gender & Society, Heft 2, S. 125–151
- Wolf, Christoph (2006): Belastungen durch Erwerbsarbeit, Hausarbeit und soziale Beziehungen. In: Wendet, Claus / Wolf, Christian (Hrsg.): Soziologie der Gesundheit. Sonderheft 46 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden, S. 158–176

würde. Die Gründe dafür sieht er »in äußeren Gegebenheiten« wie etwa der beruflichen Situation und darin, dass die Mutter diesen Aufgaben von Natur aus besser gewachsen sei. Der *aktiv involvierte Vater* entspricht am ehesten dem Typus der »neuen Väter«, denn er versucht sich im Alltag partnerschaftlich in die Betreuung des Kindes einzubringen. Das gelingt ihm dann, wenn er unterstützende berufliche Bedingungen vorfindet, eine Partnerin hat, die das Kind nicht allein versorgen will und wenn genügend finanzielle Ressourcen vorhanden sind.

Widersprüchliche Signale der Gesellschaft

Die drei Typen zeigen idealtypisch die Schwierigkeiten auf, denen sich junge Väter heute bei dem Versuch, »moderne Vaterschaft« zu leben, stellen müssen: Erstens machen es nach wie vor existierende traditionelle Männlichkeitsvorstellungen den Männern schwer, sich allzu weit von der Rolle des Familiennährers zu entfernen. Verantwortung zu übernehmen und die Familie finanziell abzusichern, sehen die jungen Männer nach wie vor als ihre Hauptaufgabe an – auch wenn die Erwerbstätigkeit von Müttern heute überwiegend akzeptiert ist (Zerle/Krok 2008).

Zweitens sind die Anforderungen an die Väter widersprüchlich: Einerseits erwartet die Gesellschaft verstärkt ihr Engagement, denn durch gesetzliche Neuerungen wie das neue Unterhaltsrecht müssen Frauen auch als Mütter im Beruf aktiv bleiben und lange Auszeiten vermeiden. Dass Väter sie bei der Familienarbeit unterstützen, wird damit schlichtweg notwendig. Andererseits scheint die Gesellschaft aber noch nicht für die »modernen Väter« bereit zu sein, wie sich an den mangelnden Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Vaterschaft und Beruf zeigt. Bei 68 Prozent der jungen Väter, die die Elternmonate nicht nutzen konnten, war »die Reduktion der Arbeitszeit nicht möglich« (Deutscher Bundestag 2008). Und jene, die Elternzeit in Anspruch nehmen, geraten allzu schnell in »Die Väter-Falle«, wie das Magazin »Stern« im August 2009 titelte. Sie wünschen sich beruflichen Erfolg, wollen aber auch den Anforderungen engagierter Vaterschaft genügen. Um aus dieser Falle

zu entkommen, gestalten Väter ihre Rolle nicht völlig um, sondern erweitern sie vielmehr: Sie erbringen weitaus mehr Engagement für die Kinder, stellen ihre berufliche Identität dabei jedoch nicht in Frage (Jurczyk/Thiessen 2008). Frauen hingegen schränken ihre Erwerbsarbeit für die Kinder weiterhin ein.

Die Grenzen der Gleichberechtigung

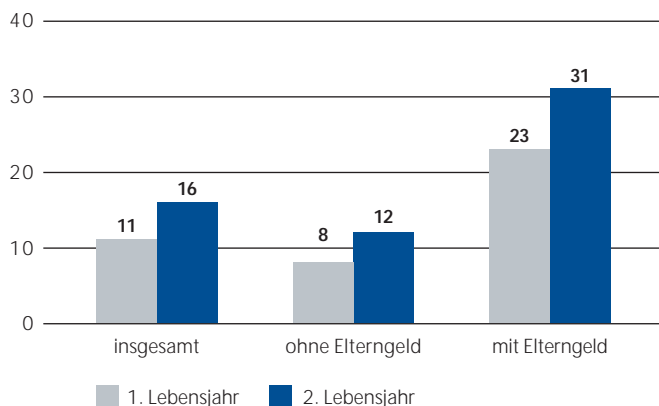
Um moderne Vaterschaft heute lebbar zu machen, bedarf es eines väterfreundlichen Umfelds mit beruflichen Bedingungen, die eine Vereinbarkeit erleichtern – und das auch in Bereichen und auf Positionen, in denen die vermeintliche Unabkömmlichkeit der Männer bisher noch allgemein akzeptiert wird. Dabei müssen auch unterschiedliche Bedürfnisse von Eltern berücksichtigt werden. Schließlich soll es nicht das Ziel sein, aus jedem Vater einen modernen und aus jeder Partnerschaft eine egalitäre zu machen. Die Bedürfnisse und Möglichkeiten von Vätern und Müttern unterscheiden sich nach sozialer und regionaler Herkunft, nach der Bildung und nach den beruflichen wie auch persönlichen Wünschen und Perspektiven. Für alle muss eine echte Wahlfreiheit etabliert werden.

Ob ein Vater seine beruflichen Verpflichtungen letztlich zugunsten der Familie einschränkt, ist jedoch auch das Ergebnis einer finanziellen Bilanz, die die Paare ziehen. Die Gehälterkluft zwischen den Geschlechtern und die mangelnde Möglichkeit, zwei Vollzeit-Berufe mit der Kinderbetreuung zu vereinbaren, sind nach wie vor hauptverantwortlich dafür, dass die Rechnung häufig zugunsten eines traditionellen Rollenmodells ausfällt – trotz Elterngeldregelung. Norwegen, das einen hundertprozentigen Lohnausgleich für 46 Wochen gewährt und eine »Väter-Quote« von zehn Wochen eingerichtet hat, geht da mit gutem Beispiel voran: 90 Prozent der norwegischen Väter gehen in Elternzeit. Moderne Elternschaft muss also auch finanzierbar sein. Nur so können moderne Ernährer zu modernen Vätern werden.

Claudia Zerle und Isabelle Krok sind wissenschaftliche Referentinnen am Deutschen Jugendinstitut (DJI). Sie erforschten im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung Vaterschaftskonzepte junger Männer.
Kontakt: zerle@dji.de, krok@dji.de

Väter in Elternzeit

Die Anteile der Männer, die in Deutschland ihre kleinen Kinder betreuen



Quelle: RWI 2009

Literatur

- Abel, Falk / Abel, Jeannette (2009): Zwischen neuem Vaterbild und Wirklichkeit. Die Ausgestaltung der Vaterschaft bei jungen Vätern. Ergebnisse einer qualitativen Studie. In: Jurczyk, Karin / Lange, Andreas (Hrsg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Herausgegeben von der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh, S. 231–249
- Deutscher Bundestag (2008): Regierungsbericht zum Elterngeld, Drucksache 16/10770
- Jurczyk, Karin / Thiessen, Barbara (2008): Väterbilder – Mütterbilder: Die Kluft zwischen Leitbildern und Alltag. In: Väter. DJI-Bulletin 83/84. München
- Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung (RWI) (2009): Evaluation des Gesetzes zum Elterngeld und zur Elternzeit – Studie zu den Auswirkungen des BEEG auf die Erwerbstätigkeit und die Vereinbarkeitsplanung. Endbericht. Essen
- Statistisches Bundesamt (2009): Öffentliche Sozialleistungen. Statistik zum Elterngeld. Gemeldete beendete Leistungsbezüge. 2. Vierteljahr 2009. Wiesbaden
- Zerle, Claudia / Krok, Isabelle (2008): Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Vaterschaft. Herausgegeben von der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh

Das Ende der Versorgerehe

Das neue Unterhaltsrecht markiert einen historischen Wandel: Es stellt das Kindeswohl an erste Stelle und verlangt, dass Mütter nach einer Trennung rasch selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen. Doch fehlende Betreuungsangebote, eingeschränkte Karrierechancen und niedrige Einkommen können Kinder zum Risikofaktor für Frauen machen.



Unsichere Rechtslage: Juristen müssen heute im Einzelfall prüfen, ob und wann es für eine geschiedene Mutter zumutbar ist, wieder selbst Geld zu verdienen.

Susanne Nothhaft und Barbara Thiessen

Die gesellschaftliche und familiale Realität ändert sich und mit ihr die Vorstellungen darüber, was gerecht ist. Im Unterhaltsrecht geht es um Verteilungsgerechtigkeit innerhalb der Familie und der Ehe. Die entscheidenden Maßstäbe sind hier die familiale beziehungsweise (nach-)eheliche Solidarität und – soweit Kinder betroffen sind – das Kindeswohl. Die Suche nach einem vernünftigen und für die Bürgerinnen und Bürger akzeptablen Ausgleich zwischen den divergierenden Interessen von verheirateten und nicht mehr verheirateten Eltern sowie deren Kindern war in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder eine große Herausforderung für den Gesetzgeber und die Rechtsprechung. Das größte Streitpotenzial in der Praxis, aber auch in der politischen Diskussion, lag und liegt unverändert im Bereich des Ehegattenunterhalts. Schon bei der Scheidungsreform in den siebziger Jahren des vergangenen

Jahrhunderts musste der Gesetzgeber in einer äußerst kontrovers geführten Diskussion entscheiden, wie die Ansprüche auf naheheliche Unterhaltszahlungen gestaltet sein würden. Zuletzt wurde das Gesetz im Jahr 2008 grundlegend reformiert.

Gegenwärtig wird etwa jede zweite bis dritte Ehe geschieden. Die höchste Scheidungsintensität findet sich zwischen dem fünften und siebten Ehejahr. Viele Geschiedene sind daher nach ihrer Scheidung noch so jung, dass sie zweite oder dritte Ehen beziehungsweise Beziehungen eingehen können (Statistisches Bundesamt 2009). Die Ehe wandelt sich damit von der Gemeinschaft auf Lebenszeit (§ 1353 S. 1 BGB) zu einer Gemeinschaft auf Zeit.

Mehr Rechte für Kinder und unverheiratete Eltern

Das neue Unterhaltsrecht gilt seit dem 1. Januar 2008. Es stellt das Kindeswohl stärker in den Vordergrund: Im Mangelfall haben nun die Unterhaltsansprüche von minderjährigen und

volljährigen Kindern, die sich beispielsweise in der Ausbildung befinden, den Vorrang vor allen anderen Ansprüchen. Alle Elternteile, die Kinder betreuen, nehmen unabhängig von ihrem Familienstand Rang zwei ein. Damit wurden die Unterhaltsansprüche von geschiedenen Eltern eingeschränkt. Vor der Reform konnten Verheiratete bis zum achten Lebensjahr des gemeinsamen Kindes vollen Unterhalt einfordern, Unverheirateten stand dieses Recht nur drei Jahre lang zu. Die nun geltende Gleichstellung in der Rangfolge war in den Beratungen über die Gesetzesreform heftig umstritten. Kritiker sahen dadurch die Institution der Ehe in Frage gestellt. In dieser Auseinandersetzung setzte das Bundesverfassungsgericht allerdings im Februar 2007 einen Schlusspunkt: Die Benachteiligung unverheirateter Elternteile bei Unterhaltszahlungen wurde für verfassungswidrig erklärt.

Das zweite zentrale Element der Reform des Unterhaltsrechts ist die Stärkung der Eigenverantwortung der Geschiedenen. Grundsätzlich sind sie nun dazu verpflichtet, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Ausnahmen können sich aufgrund von Kinderbetreuung, Krankheit, Ausbildung oder sonstigen sogenannten Billigkeitsgründen ergeben. An Stelle des eher starren Altersphasenmodells, das bislang regelte, ab welchem Kindesalter dem Elternteil wie viel Erwerbsarbeit zuzumuten war, tritt also die Einzelfallgerechtigkeit. Es hängt von der Abwägung des jeweiligen Richters ab, wie er die Dauer einer Ehe oder die geleistete Familienarbeit im Verhältnis zum gesetzlich intendierten beruflichen Wiedereinstieg der unterhaltsberechtigten Geschiedenen gewichtet.

Nach der Neufassung des § 1570 BGB besteht ein Unterhaltsanspruch für mindestens drei Jahre nach der Geburt des Kindes. Danach kommt eine Verlängerung nach Gesichtspunkten der Billigkeit in Betracht, für die sowohl kindbezogene als auch elternbezogene Argumente sprechen können. Kindbezogene Gründe liegen vor, wenn zum Beispiel die notwendige Betreuung auch unter Berücksichtigung staatlicher Hilfen nicht gesichert ist, weil Angebote der Ganztagesbetreuung fehlen oder ein Kind behindert oder krank ist. Elternbezogene Gründe sind Ausdruck eines Vertrauenstatbestandes, der zum Beispiel durch eine in der Ehe abgesprochene oder gelebte Rollenverteilung geschaffen wird. Den elternbezogenen Gründen wird allerdings ein geringeres argumentatives Gewicht zugeordnet.

Umbruch ohne Öffentlichkeit

Die Höhe der Unterhaltszahlungen orientiert sich nach neuem Recht nicht mehr nur an den vormaligen ehelichen Lebensverhältnissen, sondern kann auf den »angemessenen Bedarf« beschränkt werden. Grundsätzlich ist in § 1578 b BGB die Möglichkeit zur Befristung und Herabsetzung aller Unterhaltsansprüche vorgesehen. Korrigierend werden hier nur die Belange des betreuten gemeinsamen Kindes und mögliche »ehebdingte Nachteile« einbezogen. Fraglich ist, ob die neue Gesetzeslage die sogenannten Altfälle ausreichend berücksichtigt. In den Blick genommen werden sollen damit Frauen, die seit langen Jahren in einem männlichen Ein-Verdiener-System lebten und nun – quasi abredewidrig – nach den Maßstäben des neuen Unterhaltsrechts geschieden werden.

Mit der Gesetzesänderung wurde das gesellschaftliche Konstrukt »Alleinernährermodell« abgeschafft. Bei den hohen

Scheidungsraten werden Ehepartner bei einer Familiengründung nun sehr genau darüber verhandeln müssen, wer wie viel Betreuungsarbeit leistet und wer wie lange Auszeiten von der Erwerbstätigkeit nimmt. Denn ein langer Berufsausstieg kann zu einem finanziellen Risiko werden. Für Deutschland als Europas letzter Bastion des »Alleinernährermodells« sind dies bemerkenswerte Veränderungen. Umso erstaunlicher ist es, dass viele Menschen über die Folgen der Reform für das Familienleitbild und für den Alltag in den Familien offenbar wenig wissen. Nach den Ergebnissen einer Umfrage mit dem Titel »Das neue Unterhaltsrecht«, die die Bertelsmann-Stiftung 2009 veröffentlicht hat, kennen nur 17 Prozent der befragten Mütter und Väter überhaupt die Details der Gesetzgebung (Bertelsmann 2009).

Kritiker befürchten »Vätereskapismus«

Bis heute fehlt eine breite öffentliche Diskussion über das neue Unterhaltsrecht, obwohl es gesellschaftlich relevante Fragen nach sich zieht. So geht das Gesetz beispielweise von gleichen Chancen von Frauen und Männern am Arbeitsmarkt aus und unterstellt, dass Frauen ebenso wie Männer in der Lage sind, den Lebensunterhalt einer Familie zu sichern. Tatsächlich sind bis heute jedoch klassische Frauenberufe im Dienstleistungssektor als Zuverdienst konzipiert (Thiessen 2004). Vom Einkommen einer Verkäuferin, Verwaltungsangestellten, Erzieherin oder Altenpflegerin lassen sich keine Kinder versorgen. Hinzu kommt die hohe Anzahl prekärer Beschäftigungsverhältnisse in diesen Berufssparten (Bosch/Kalina/Weinkopf 2008).

Es wird zudem beobachtet werden müssen, ob und wie die neue Gesetzeslage zukünftig auf Berufswahl, Lebensplanung, Kinderwünsche, Eheschließungen und Ehestabilität Einfluss nimmt. Kritiker befürchten, dass das Unterhaltsrecht insbesondere bei einer Familienneugründung den »Vätereskapismus« befördert. Damit wird die Tendenz geschiedener Väter beschrieben, den Kontakt mit den Kindern aus erster Ehe abzubauen. Positiv gewendet könnte das Gesetz aber auch zu mehr Chancengerechtigkeit führen, weil es Frauen und Männer gleichermaßen zum Selbstunterhalt verpflichtet und die Definition von Frauen über das Einkommen und den Status ihrer Männer obsolet werden lässt.

Dr. Susanne Nothhafft ist Juristin, Kriminologin und Mediatorin. Seit 2007 verstärkt sie das Team des Informationszentrums Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung am Deutschen Jugendinstitut (DJI).

Kontakt: nothhafft@dji.de

Literatur

- Bertelsmann Stiftung (2009): Das neue Unterhaltsrecht. Mehr Fairness nach der Trennung? Bielefeld
- Bosch, Gerhard / Kalina, Thomas / Weinkopf, Claudia (2008): Niedriglohnbeschäftigte auf der Verliererseite. In: WSI-Mitteilungen, Heft 8/2008, S. 223–240
- Statistisches Bundesamt (2009): Bevölkerung, Eheschließungen und Ehescheidungen. Wiesbaden
- Thiessen, Barbara (2004): Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener Dienstleistungsarbeit. Wiesbaden

Die unsichtbare Dienstbotenschicht

Frauen aus armen Ländern verdingen sich in reichen Industriestaaten als Haushaltshilfen und Kindermädchen. Der transnationale Schattenmarkt hat sich in Deutschland längst zu einem eigenen System entwickelt. Familien versuchen damit drängende Alltagsprobleme informell zu lösen, doch die gesellschaftlichen Folgen sind gravierend.



Die Zahl der ausländischen Frauen, die bundesweit in privaten Haushalten arbeiten, geht vermutlich in die Millionen.

Maria S. Rerrich

Noch immer wird der Reproduktionsbereich nicht als eines unserer wichtigsten gesellschaftlichen Gestaltungsfelder wahrgenommen, so dass seine sich verschärfende Krise bisher kaum gesehen, geschweige denn politisch systematisch zu bewältigen versucht wird. Ein Grund dafür ist, dass dieser Bereich nicht als Gesamtzusammenhang gesehen wird, im Alltag ebenso wenig wie gesellschaftlich (Harrington 1999; Esping-Andersen 2009). Es fallen in der Regel nur Einzelfragen auf, die sich hier stellen, und Einzelprobleme, die es zu lösen gilt, wie: Wer kümmert sich um die Säuglinge und Kinder? Wer versorgt die alten Menschen und in welcher Qualität? Wie kann die Schwarzarbeit im Haushalt bekämpft werden?

Das sind in der öffentlichen Diskussion verschiedene Themen, und kaum jemand sieht die Verbindungslinien zwischen ihnen in einem wohlfahrtsstaatlichen Gesamtgefüge der Arbeitsteilung zwischen Familie, Markt und Staat, das gut oder inzwischen eben weniger gut funktioniert. Anders gesagt: Dort, wo der Reproduktionsbereich politisch in den Blick gerät, nimmt man lediglich Teilaspekte ins Visier, so als könnte man die vielen verschiedenen Einzelbausteine, die hier aufeinandertreffen und zusammenfließen, einfach auseinander dividieren: zum Beispiel die gesellschaftliche Teilhabe und Anerken-

nung von Menschen, die Aufgaben in Haushalt und Familie in den Mittelpunkt ihres Alltagslebens stellen, Gender und Qualifikation, Arbeit für Geld und Arbeit aus Liebe, die gesellschaftliche Bewertung von »Care«, internationale Arbeitsteilung und Menschenrechte sowie die Kommodifizierbarkeit von Beziehungen und Gefühlen, um nur einige zu nennen. Nicht zuletzt durch eine solche thematische Engführung wird die Arbeit, die in den Haushalten und Familien derzeit geleistet wird, fortlaufend trivialisiert, und deshalb greifen politische Regelungsversuche in diesem Bereich bisher selten: weil sie konzeptionell kaum der Komplexität und den Anforderungen des Feldes gerecht werden.

Eine Reaktion auf politische Versäumnisse

Die Krise des Reproduktionsbereichs erleben sehr viele Menschen in Deutschland inzwischen aber tagtäglich. Als eine der Reaktionen darauf hat sich in den letzten Jahrzehnten – von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt – eine neue unsichtbare Dienstbotenschicht in Deutschland etabliert, die Haus- und Familienarbeit gegen Bezahlung verrichtet. Niemand kennt die genaue Anzahl der Frauen, die bundesweit in den privaten Haushalten arbeiten, aber es ist davon auszugehen, dass sie in die Millionen geht (Schupp/Spieß/Wagner 2007). Wegen des Fehlens zeitgemäßer wohlfahrtsstaatlicher Vorkehrungen für viele ihrer drängenden Alltagsprobleme mussten die privaten Haushalte in den letzten Jahren zahlreiche informelle Problemlösungsstrategien entwickeln.

Wer es sich leisten kann, stellt heute beispielsweise eine Haushaltshilfe aus Ungarn ein, die den alten Vater rund um die Uhr betreut, oder man engagiert für die Kinder ein Au-Pair aus der Ukraine, das nach Ablauf des Visums die Kleinen eventuell sogar illegal weiter betreut, und den Wohnungsputz erledigt vielleicht eine Putzfrau aus Brasilien. Hierzulande sind die häuslichen Beschäftigten derzeit oft Frauen aus weniger privilegierten Ländern, die – obwohl sie teils über Jahre und Jahrzehnte in den privaten Haushalten in Deutschland arbeiten – selten umfassende Arbeits- und Bürgerrechte in Deutschland geltend machen können (Rerrich 2006; Lutz 2007). Was ist an dieser Transnationalisierung der bezahlten Haus- und Familienarbeit problematisch? Mit einer älter werdenden Bevölkerung, veränderten privaten Lebensformen (zum Beispiel gibt es weniger Familien mit einer ausschließlich zu Hause arbeitenden Frau), der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen und einem komplexer und mobiler gewordenen Alltag sind die Haushalte in Deutschland dringend auf alltägliche Entlastung angewiesen (Nickel 2008). Und Frauen aus Osteuropa, Lateinamerika und Asien können in deutschen

Haushalten Summen verdienen, die sie in der Heimat nie erwirtschaften könnten. Ist das nicht für alle Beteiligten eine Win-Win-Situation? Aus der Perspektive der einzelnen Arbeitskraft wie des einzelnen Haushalts mag das häufig so erscheinen, aber aus soziologischer Sicht greift eine solche Individualperspektive zu kurz.

Transnationale Migration und Armut

Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene sind diese Arrangements in vieler Hinsicht bedenklich. Zum einen erfolgen die Gesteuerungskosten dieser Arbeitskraft nicht in Deutschland, sondern in den Entsendeländern, und die Folgekosten – wenn die häuslichen Beschäftigten etwa krank oder alt werden – werden vermutlich auch oft dort aufgefangen. Pointiert könnte man sagen: Was die Haus- und Familienarbeit betrifft, wird Deutschland derzeit von Ländern wie Polen oder Ecuador subventioniert. Es gibt zum Zweiten das Problem des sogenannten brain drain. In vielen ärmeren Ländern fehlen Fachkräfte, etwa Lehrerinnen oder Krankenschwestern, weil sie in den privaten Haushalten in wohlhabenden Ländern arbeiten, wo sie sehr viel mehr verdienen können. Die Arbeit der Migrantinnen in Deutschland hat zudem zwiespältige Auswirkungen für ihre Angehörigen zu Hause, denn viele der häuslichen Beschäftigten haben in ihrer Heimat selbst Familien. Diese sind zwar dringend auf das Geld angewiesen, das die Mütter und Töchter nach Hause überweisen, aber die persönlichen Konsequenzen sind für die Kinder und alten Menschen dort oft schwierig. Anders gesagt: Die Migration der Frauen in die deutschen Haushalte stellt auch einen »care drain« für die Entsendeländer dar (Hochschild 2002).

Quasifeudale Verhältnisse in der Demokratie

Aber nicht nur für die Entsendeländer, auch für Deutschland sind die Konsequenzen der Transnationalisierung von Haus- und Familienarbeit durchaus zwiespältig. Viele hiesige Haushalte ziehen zwar Vorteile aus diesen Arbeitsarrangements und könnten ihren Alltag mangels praktikabler Alternativen ohne diese Unterstützung gar nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten bewältigen. Bekannt ist allerdings, dass der Löwenanteil der Arbeit in den privaten Haushalten in Schwarzarbeit erfolgt, bekannt ist auch, dass vielfach Löhne bezahlt werden, mit denen offiziell angemeldete Dienstleistungsunternehmen wie Pflegedienste und Dienstleistungsagenturen nicht konkurrieren können (Gather/Geissler/Rerrich 2002).

Es gibt aber noch ein weniger offensichtliches und viel grundlegenderes Problem: In der Mitte unserer demokratischen Gesellschaft etablieren sich quasifeudale Verhältnisse, wenn Menschen hier arbeiten und leben, die weder Arbeitsrechte noch demokratische Mitwirkungsmöglichkeiten haben beziehungsweise geltend machen können. Folgt man dem politischen Philosophen Michael Walzer, so muss dort von Bürger-Tyrannie gesprochen werden, wo sich in modernen Demokratien Verhältnisse wie im alten Griechenland als »Lösung« für zentrale gesellschaftliche Aufgaben etablieren (Walzer 1994). Zur Erinnerung: Im alten Athen teilte sich die Gesellschaft in die (damals nur männlichen) Bürger, die alle Rechte besaßen, eine große Gruppe von Sklaven (die für die häusliche Arbeit zuständig waren) und die sogenannten Metöken. Das waren ortsansässige Fremde, die weder verklavt noch

Bürger waren, sondern Freie ohne politische Rechte – ähnlich wie viele der Frauen, die heute in Deutschland Haus- und Familienarbeit gegen Bezahlung verrichten. Sieht so das neue Europa aus? Und wird das eine gesellschaftliche Dauerlösung sein? Die Antwort auf diese Fragen kennt derzeit niemand.

Verdeckte Widersprüche und viele offene Fragen

Allerdings scheint eines ziemlich sicher: Die zahlreichen, umfassenden und vielfach anspruchsvollen Aufgaben im Reproduktionsbereich werden künftig weniger denn je als reine Privatangelegenheit betrachtet werden können, die »irgendjemand« (bevorzugtes Geschlecht: weiblich) schon »irgendwie« erledigen wird. Wer soll sie aber dann in Zukunft verrichten und zu welchen Konditionen? Und wie soll die gesellschaftliche Anerkennung dafür aussehen? Für diese Fragen braucht es im 21. Jahrhundert zeitgemäße Antworten, und das setzt eine umfassende und systematische Anpassung unserer wohlfahrtsstaatlichen Strukturen an grundlegend veränderte gesellschaftliche Gegebenheiten voraus. Solche Strukturen konzeptionell zu entwickeln und politisch umzusetzen, wird sicher keine leichte Aufgabe sein, denn hier sind die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Akteure berührt und sämtliche politischen Ressorts angesprochen, nicht nur das Familienministerium. Noch ist es eine offene Frage, ob und gegebenenfalls wann man sich dieser Herausforderung stellen wird. Gewiss ist nur, wie auch immer sich der Reproduktionsbereich künftig entwickeln wird: Politisch gestaltet wird er allemal. Denn das stillschweigende Fortschreiben des Status quo der neuen internationalen Arbeitsteilung in den privaten Haushalten würde ebenfalls einen (wenn auch eher fragwürdigen) politischen Umgang mit der Jahrhundertfrage der künftigen Gestaltung von Haus- und Familienarbeit darstellen.

Professor Dr. Maria S. Rerrich ist seit 1993 Professorin für Soziologie an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule München. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Umbrüche der alltäglichen Lebensführung, bezahlte und unbezahlte Arbeit in privaten Haushalten, Entwicklung von Care, illegale Migration, soziale Ungleichheit zwischen Frauen sowie Strategien der Gleichstellungs- und Familienpolitik in Wohlfahrtsstaatsregimes. **Kontakt:** rerrich@hm.edu

Literatur

- Esping-Andersen, Gosta (2009): The incomplete revolution. Adapting the welfare state to women's new roles. Cambridge
- Gather, Claudia / Geissler, Birgit / Rerrich, Maria S. (Hrsg.; 2002): Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster
- Harrington, Mona (1999): Care and equality. Inventing a new family politics. New York
- Hochschild, Arlie Russell (2002): Love and gold. In: Ehrenreich, Barbara / Hochschild Arlie Russell (Eds.; 2002): Global woman. Nannies, maids, and sex workers in the new economy. New York
- Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen
- Nickel, Hildegard Maria (2008): Care – Black Box der Arbeitspolitik. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 2, S. 185–191
- Rerrich, Maria S. (2006): Die ganze Welt zu Hause. Cosmopolite Putzfrauen in privaten Haushalten. Hamburg
- Schupp, Jürgen / Spieß, C. Katherina / Wagner, Gert G. (2007): Familienbezogene Dienstleistungen stärker an den Familien ausrichten. In: Digler, Alexander u. a.: Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden
- Walzer, Michael (1994): Sphären der Gerechtigkeit, Frankfurt

Ein Refugium für Jugendliche

Lärmende Teenager auf der Straße strapazieren die Nerven von Anwohnern. Weder Polizei noch Streetworker können diese Konflikte alleine lösen, dafür müssen alle Beteiligten in der Kommune an einen Tisch – vor allem die Streitparteien selbst. Denn nur so lässt sich ein geeigneter Ort für den notwendigen Jugendtreffpunkt finden.



Jugendliche wünschen sich einen Treffpunkt, an dem sie sich selbst verwirklichen können – doch der ist nicht immer leicht zu finden.

Sylvia Lustig, Julia Struck-Soboleva und Sonja Peyk

Das Verhalten von Jugendlichen im öffentlichen Raum wird von Erwachsenen häufig als provozierend oder aggressiv erlebt und kritisiert. Konflikte, an denen Kinder und Jugendliche beteiligt sind, stellen eine Herausforderung für viele dar. Sie lassen sich kaum durch restriktive Maßnahmen der Polizei, wie etwa Platzverweise, lösen. Denn Jugendliche sind mobil und wechseln häufig ihren Treffpunkt. Das bedeutet, dass sich der Konflikt entweder verlagert oder durch die Verbote schlimmstenfalls eskaliert: Jugendliche fühlen sich ungerecht behandelt, Erwachsene von den Behörden im Stich gelassen. Das Ordnungsamt und die Jugendhilfe reagieren oft hilflos. Die Zu-

ständigkeiten werden immer wieder an andere delegiert – doch der Konflikt bleibt meist ungelöst.

»Jugendliche dürfen in den öffentlichen Raum!« ist die Botschaft des Modellprogramms »Wir kümmern uns selbst«, kurz WIKUS. Das Programm, das vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) entwickelt und wissenschaftlich begleitet wurde, sucht nach einem Ansatz zur konstruktiven Bearbeitung der Probleme in der Vernetzung der örtlichen Institutionen, Behörden und Betroffenen. Der Titel des Programms bringt das Ziel zum Ausdruck, dass die Umsetzung durch lokale Praktiker und Praktikerinnen und unter Beteiligung der Konfliktparteien geschehen sollte. Dieses Konzept führte nach der Einschätzung der Teilnehmenden zu Veränderungen mit erheblichem Nut-

zen für die sieben beteiligten Stadtteile und Kommunen. Es trug zur Intensivierung oder auch Herstellung institutionenübergreifender Zusammenarbeit zwischen freien Trägern und zwischen einzelnen Institutionen beziehungsweise Behörden (etwa von Polizei und Jugendarbeit) bei, und es konnten nachhaltige Kontakte geknüpft werden. Nach der Aussage von Befragten sei es zwar schwierig, alle an einen Tisch zu holen, aber die Mühe lohne sich, weil das Netzwerk in der Regel langfristig halte.

Verloren im Dickicht der Zuständigkeiten

In den Interviews mit den 54 Akteuren und Akteurinnen in den Projekten sprachen die Befragten nicht nur über positive Erfahrungen, sondern auch über Hürden. Anfängliche Skepsis löste beispielsweise die Vorgabe aus, dass den Standorten für die Programmumsetzung kein Geld zur Verfügung gestellt wurde. Weitere hinderliche Faktoren stellten die häufig geringe Teilnahmemotivation der betroffenen Jugendlichen und Anwohner sowie die zusätzliche Arbeitsbelastung und der Zeitaufwand für Ehrenamtliche dar. Gleichzeitig sprachen die Befragten aber auch über förderliche Aspekte, wie etwa die tatkräftige Unterstützung durch die Kommunalpolitik und die kommunale Verwaltung oder das Interesse der Beteiligten an Mediation und Moderation.

Aus der Untersuchung geht hervor, dass die zu bearbeitenden Konflikte mit Jugendlichen im öffentlichen Raum in der Regel eine lange Vorgeschichte haben, die sich mit der häufig »über Jahre gewachsenen Problemsituation« im gesamten Sozialraum deckt. Die Konflikte können offensichtlich über Generationen von Jugendlichen hinweg immer wieder aufblühen. Ein weiteres Problem ist, dass bei solchen Konflikten die zuständige Behörde oft nur schwierig zu finden ist und die Verantwortung im Verlauf der Eskalation häufig delegiert wird. Eine Befragte sagte: »Die Polizei hat die Funktion, Ordnungsamt hat die Funktion, Jugendamt hat die Funktion, aber: Wer ist da zuständig? Und wer kriegt das dann hin? Da gibt es irgendwie nichts so. Und alle sagen: Immer wird das Ordnungsamt gerufen, immer wird die Polizei gerufen, immer wird das Jugendamt gerufen, aber wir können doch da gar nichts machen« (Bianca).

Ebenso berichteten die Teilnehmenden, dass restriktive Maßnahmen lediglich kurzfristig wirken: »Da hat jetzt zwar das Ordnungsamt wohl irgendwo den Jugendlichen ein Verbot ausgesprochen, aber das ist nicht die Lösung, wenn man ein Verbot ausspricht. Die treffen sich dann an anderen Ecken und nerven tatsächlich die Anwohner und nicht zu knapp, das ist hart« (Hermine).

Beide Konfliktparteien scheuen Gespräche

Im Prozess der Konfliktbearbeitung haben sich einige Tendenzen, Arbeitsformen und Spielarten herauskristallisiert, die sich aus Sicht der Befragten als besonders vielversprechend erwiesen haben. Es hat sich beispielsweise gezeigt, dass die Vernetzung eine gewisse Institutionalisierung braucht, um beispielsweise nicht für personelle Wechsel oder persönliche Animositäten anfällig zu sein. Bei der Zusammensetzung ist zudem ein besonderes Augenmerk auf eine möglichst breite Beteiligung unterschiedlicher Institutionen und Behörden zu legen. Dabei ist der Rückhalt der Akteure in ihrer eigenen Institution

oder Behörde sehr wichtig. Unter förderlichen Bedingungen nannten unsere Interviewpartner und -partnerinnen ebenso die Unterstützung durch die Kommunalpolitik wie die Beteiligung der Fachkräfte aus der Jugendhilfe.

Gleichzeitig sahen es die Befragten als schwierig an, die angestrebte Beteiligung von Jugendlichen und Anwohnern zu verwirklichen. Hier stößt das Projekt teilweise an Grenzen. Die Konfliktparteien hatten oft keine Lust, sich zusammen an einen Tisch zu setzen. Teilweise konnten sogar Berührungspunkte beobachtet werden. Auch von der Schwierigkeit, die betroffenen Jugendlichen überhaupt zu identifizieren, wurde berichtet. Außerdem fallen junge Menschen während des Lösungsprozesses oft als Ansprechpartner weg, etwa weil sie aufgrund eines Studiums oder einer Ausbildung umziehen. Als förderlich erwies sich, Schulsozialarbeiter einzubeziehen, die die Jugendlichen in der Schule ansprechen können.

Externe Berater können hilfreich sein

Wie die Untersuchung zeigt, leistet das Einbeziehen der Streitparteien einen wesentlichen Beitrag zur erfolgreichen Konfliktbearbeitung. Die Programmagentur entwickelte mit Hilfe der Erprobung an den Standorten ein Verfahren, das einen spezifischen Ablauf, Veranstaltungen sowie Angebote zur Unterstützung und Beratung umfasst. Die Befragten hoben insbesondere die begleitende Prozessberatung durch die Programmagentur im Laufe der Konfliktbearbeitung positiv hervor. Die Möglichkeit, Rücksprache mit der Programmagentur halten zu können, professionelle Unterstützung bei der Bildung programmbezogener Strukturen sowie Beratung und Qualifizierung bei Problemen und Unklarheiten hielten die Teilnehmenden für sehr hilfreich und motivierend.

So wird die externe Unterstützung von einer Befragten als eine »hochgeschätzte Ressource« bezeichnet, ohne die sie »nicht so viel auf die Beine gestellt hätten« (Annabell-Barbara). Eine solche fachliche Begleitung außerhalb des Programms sei zwar mit Kosten verbunden, die Investition lohne sich aber. Resümierend ist festzuhalten, dass Konfliktbearbeitung im öffentlichen Raum nicht nur die Vernetzung lokaler Akteure braucht, sondern auch deren fortlaufende Qualifizierung und Beratung, wie im Sinne der Konfliktparteien Lösungen erarbeitet werden können.

Das **Modellprogramm »Wir kümmern uns selbst«** wurde durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördert. In sieben Kommunen wurde zwischen 2005 und 2009 ein Verfahren zur Wahrnehmung, Analyse und Bearbeitung von Konflikten im öffentlichen Raum entwickelt, erprobt und evaluiert. Als Programmagentur hat das Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforchung (ies) das Projekt in den Kommunen und Sozialräumen gesteuert, begleitet und die Akteure vor Ort beraten. Das Deutsche Jugendinstitut (DJI) war vor dem Start des Modellprogramms mit dessen Entwicklung befasst und führte als wissenschaftliche Begleitung die empirische Untersuchung und Evaluation durch. Insgesamt wurden 54 Akteure und Akteurinnen mittels leitfadengestützter Interviews und teilstandardisierter Fragebögen befragt. Auf Basis des Programms ist ein Praxishandbuch erschienen, das im Internet unter www.ies.uni-hannover.de als Download bereitsteht.
Kontakt: struck@dji.de

Auszüge aus der Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums

Kinderarmut verlangt neue Politik

In Deutschland wächst das Risiko, bereits als Kind an den Folgen finanzieller Not zu leiden. Die Rezepte gegen diese negative Entwicklung wirken bislang kaum. Was Sachverständige der Bundesregierung empfehlen.

Die Diskrepanz zwischen den politischen Bestrebungen in Deutschland, Kinderarmut zu reduzieren, einerseits und den relativ bescheidenen Erfolgen andererseits nimmt das Bundesjugendkuratorium (BJK) zum Anlass, zu diesem ernststen Problem Stellung zu beziehen. Folgt man den Daten des Sozioökonomischen Panels (SOEP), ist die Armutsrisikobetroffenheit für Kinder unter 15 Jahren von 16 Prozent im Jahr 2000 auf 26 Prozent im Jahr 2006 gestiegen. Überproportional von Einkommensarmut betroffen sind Kinder Alleinerziehender, Kinder in Paarhaushalten mit mehr als zwei Kindern und Kinder mit Migrationsgeschichte.

Betrachtet man die Folgen von Armut, ist entscheidend, wie die Kinder ihre materielle Lage deuten, wie sie deren Auswirkungen bewältigen und welche Möglichkeiten sie für sich wahrnehmen, ihre Situation aktiv zu gestalten, um eigene Ziele, Wünsche und Interessen zu realisieren. Es gibt keine einfachen Zusammenhänge zwischen materieller Lage und Einschränkungen in den Entfaltungsräumen von Kindern. Wichtig ist, auf welche Ressourcen und Bewältigungsformen Eltern und Kinder zurückgreifen (können). Aus empirischen Studien geht übereinstimmend hervor, dass es vielen Eltern gelingt, auch unter schwierigen materiellen Bedingungen gute Voraussetzungen für die Entfaltung ihrer Kinder zu schaffen. Auswirkungen für Kinder zeigen sich dann, wenn die faktische Belastung die Bewältigungsressourcen überfordert und die Eltern das Gefühl entwickeln, die Situation nicht mehr beeinflussen zu können («erschöpfte Familien»). Die Folgen von Armut zeigen sich in den Einschränkungen der schulischen Bildungschancen und der Gesundheit von Kindern.

Arbeit muss sich für Frauen lohnen

Die Politik der Bundesregierung setzt derzeit insbesondere auf eine Prävention von Armutslagen durch eine verbesserte Integration von Müttern und Vätern in den Arbeitsmarkt. Diese Sicht steht in der Gefahr, zu einer wirkungslosen Parole zu werden, wenn für diese Integration nicht genügend Arbeitsplätze zur Verfügung stehen. Empirische Befunde zeigen zwar, dass Kinderarmut deutlich sinkt, wenn beide Eltern einer Vollzeitbeschäftigung nachgehen. Allerdings bringt nicht jede Form der Arbeitsmarktintegration von Müttern und Vätern automatisch das Problem der Kinderarmut zum Verschwinden, denn der Anteil der Beschäftigungsverhältnisse, die nicht dem Muster einer Vollzeitbeschäftigung entsprechen, ist in den letzten Jahren stark gewachsen.

Während also im Bereich der Politik für Kinder und Familien verstärkte Bemühungen zu verzeichnen sind, die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familie für Mütter zu verbessern, um damit die Erwerbsbeteiligung von Frauen insgesamt zu erhöhen und das Armutsrisiko für sie und ihre Kinder zu redu-

zieren, ergeben sich aus der Förderung von Minijobs im Rahmen einer aktivierenden Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik und der Steuergesetzgebung (Ehegattensplitting) gegenteilige Effekte. Das BJK schlägt daher vor, die Ehegattenbesteuerung so weiterzuentwickeln, dass sich Erwerbstätigkeit für verheiratete Frauen lohnt und die knappen, für Kinder und Familien zur Verfügung stehenden Finanzmittel gezielter denjenigen Haushalten zugutekommen, in denen tatsächlich Kinder leben. Die konsequenteste – und im Hinblick auf die Arbeitsanreize effektivste – Lösung wäre dabei die Individualbesteuerung.

Kinder brauchen eine Grundsicherung

Materielle Leistungen stellen eine wesentliche Grundlage für die Bekämpfung von Kinderarmut dar, auf der alle weiteren Maßnahmen aufbauen. Allerdings ist das bestehende, zersplitterte System unterschiedlicher finanzieller Leistungen für Familien mit Kindern nicht geeignet, Kinderarmut nachhaltig zu verringern. Die armutspräventive Wirkung des Kindergeldes bleibt begrenzt und auch die Wirkung des Kinderzuschlags bleibt wegen hoher bürokratischer Hürden und aufgrund der Begrenzung des potenziellen Bezieherkreises relativ gering. Das BJK plädiert dafür, sich bei der Entwicklung gezielter Transferleistungen für Kinder und Familien im Niedrigeinkommensbereich verstärkt an der Idee einer vom Erwerbsstatus der Eltern stärker entkoppelten Kindergrundsicherung zu orientieren.

Kinder und Eltern, die unter prekären materiellen Bedingungen leben, benötigen allerdings zusätzliche, über finanzielle Transfers hinausgehende Formen der Unterstützung und Förderung. Entsprechende Angebote müssen darauf abzielen, Kinder und ihre Eltern darin zu unterstützen, auch unter prekären materiellen Lebensbedingungen ihre Handlungsfähigkeit zu erhalten und gestalterisch zu wirken. Ziel solcher Infrastrukturangebote sowie Unterstützungsleistungen muss sein, sowohl die Entfaltungs- und Entwicklungsbedingungen der Kinder in der Gegenwart als auch ihre Lebenschancen in der Zukunft zu verbessern.

Das **Bundesjugendkuratorium** (BJK) ist ein von der Bundesregierung eingesetztes Gremium. Es berät die Bundesregierung in grundsätzlichen Fragen der Kinder- und Jugendhilfe sowie in Querschnittsfragen der Kinder- und Jugendpolitik. Dem BJK gehören bis zu 15 Sachverständige aus Politik, Verwaltung, Verbänden und Wissenschaft an. Die Mitglieder werden durch die Bundesministerin/den Bundesminister für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für die Dauer der laufenden Legislaturperiode berufen. Das BJK wird seit 2007 in seiner Arbeit durch eine vom Bundesministerium finanzierte Arbeitsstelle Kinder- und Jugendpolitik unterstützt, die in der Institutsleitung des Deutschen Jugendinstituts in München angesiedelt ist. Die Originalversion der Stellungnahme gibt es unter: www.bundesjugendkuratorium.de und in Broschürenform in der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendpolitik am DJI. **Kontakt:** Tanja Betz, betz.dji.de

Internationales

Ergebnisse der DJI-Jugendforschung wecken internationales Interesse

Zwei Jahrzehnte nach dem Mauerfall richtet sich das öffentliche Interesse auf Bilanzen zum Stand des Zusammenwachsens der politischen Kulturen in Ost- und Westeuropa. Insbesondere bezüglich der nachwachsenden Generation stellt sich die Frage nach inzwischen selbstverständlichen Gemeinsamkeiten und möglicherweise fortbestehenden Unterschieden. Das internationale Interesse richtete sich dabei besonders auf die Entwicklungen in Deutschland. Und so war es nicht verwunderlich, dass die Ergebnisse der Jugendforschung des Deutschen Jugendinstituts (DJI) bei internationalen Tagungen sehr gefragt waren. Dr. Wolfgang Gaiser, Grundsatzreferent für Jugendforschung, präsentierte diese im September und Oktober bei den drei internationalen Tagungen »Youth Participation as Goal and Method of Citizenship Education in Russia and Europe« in St. Petersburg, »International Conference on Youth Policy and Research« in Wien und »Partizipation junger Menschen im europäischen Kontext« in Bonn. Gerade von Längsschnittanalysen, die mit dem DJI-Jugendsurvey mit seinen drei Wellen 1992/1997/2003 angelegt wurden und nun mit dem neuen DJI-Survey »AIDA – Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten« eine Aktualisierung erfahren, werden solide Trendanalysen erwartet. Dabei geht es nicht nur um »Vereinigungsbilanzen«, sondern auch um Fragen, wie beispielsweise angesichts unterschiedlicher Partizipationsmuster junger Menschen in Ost- und Westeuropa beteiligungsaktivierende politische und praktische Strategien zu gestalten wären. Diskutiert wurde unter anderem, wie sich Ganztagschulen positiv auf die Teilhabe von Jugendlichen und Kindern auswirken können. Weitere Informationen zu den Tagungen sind erhältlich bei gaiser@dji.de sowie unter den Internetadressen <http://icypr.posterous.com> sowie www.jugendpolitikineuropa.de

Deutsch-amerikanischer Dialog über Kinderschutz und Frühe Hilfen

Melissa Carter, stellvertretende Direktorin des Office of the Child Advocate in Atlanta, hat im Oktober 2009 das Deutsche Jugendinstitut (DJI) in München besucht, um mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern über Probleme des Kinderschutzes und Früher Hilfen in Deutschland und den USA zu diskutieren. An dem Gespräch beteiligten sich Christine Gerber vom Nationalen Zentrum Frühe Hilfen, Bettina Strobel vom Informationszentrum Kindesmiss-handlung/Kindesvernachlässigung (IzKK), Dr. Ekkehard Sander von der Abteilung »Jugend und Jugendhilfe« und Prof. Dr. Klaus Wahl vom Wissenschaftlichen Referat beim Vorstand (WRbV).

Neu auf dji.de

Doing Family – den Alltag von Familien ernst nehmen

Veränderte Arbeitswelten, neue Geschlechterverhältnisse sowie beschleunigte Informations-, Kommunikations- und Transporttechnologien erschweren die Gestaltung des Familienalltags. Eine zweitägige wissenschaftliche Fachtagung des Deutschen Jugendinstituts (DJI) in Berlin widmete sich der Frage, wie Familien unter diesen Bedingungen heute noch Verlässlichkeit gewährleisten und einen funktionierenden Alltag »herstellen« können. Der Themenschwerpunkt auf www.dji.de ergänzt die aktuelle Ausgabe des DJI Bulletin und bietet einen Überblick über zentrale Thesen, einschlägige Forschungsprojekte sowie Publikationen des Instituts. www.dji.de/thema/0912

20 Jahre UN-Kinderrechtskonvention – eine Bilanz

Vor 20 Jahren haben die Vereinten Nationen die UN-Kinderrechtskonvention verabschiedet. Deutschland hat sie 1992 ratifiziert. Die UN-Konvention fordert eine kindeswohlorientierte Anwendung des nationalen Rechts. Dies sei in der Bundesrepublik Deutschland bis heute nur teilweise geschehen, kritisiert Dr. Susanne Nothhafft vom Informationszentrum Kindesmiss-handlung/Kindesvernachlässigung (IzKK), das am DJI angesiedelt ist. www.dji.de/thema/0911

Wenn Erziehung scheitert und Kinder ins Heim kommen

Die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die in einem Heim oder einer betreuten Wohnform untergebracht sind, ist in den vergangenen Jahrzehnten zwar nicht dramatisch gestiegen. Allerdings sind die regionalen Unterschiede groß und Kinder von Alleinerziehenden oder verarmten Familien müssen deutlich häufiger ins Heim. Dies belegen Berechnungen des Forschungsverbundes DJI / TU Dortmund. Um die Zahl der Heimkinder zu senken und um die sogenannten Hilfen zur Erziehung erst gar nicht erforderlich zu machen, raten die Wissenschaftler zu mehr präventiven Angeboten zur Familienbildung. www.dji.de/thema/0910

Meldungen

BJK kritisiert undifferenzierte Debatte über »männliche Bildungsverlierer«

Die schulischen Leistungen von Jungen und Mädchen werden immer wieder öffentlich diskutiert; dabei werden oft die Bildungserfolge der Mädchen den vermeintlichen Misserfolgen der Jungen gegenübergestellt. Das Bundesjugendkuratorium (BJK), das die Bundesregierung berät und durch die Arbeitsstelle Kinder- und Jugendpolitik am Deutschen Jugendinstitut (DJI) fachlich unterstützt wird, kritisiert in seiner Stellungnahme »Schlaue Mädchen – Dumme Jungen?« den verkürzten medialen und fachöffentlichen Diskurs über geschlechterspezifische Unterschiede beim Schulerfolg. Die Jungen werden häufig pauschal als »Bildungsverlierer« betrachtet, so die Sachverständigen, obwohl die Forschungsergebnisse ein sehr heterogenes Bild liefern. Unter anderem werde in den Debatten zu wenig berücksichtigt, dass Jungen trotz durchschnittlich schlechterer Schulleistungen auf dem Arbeitsmarkt erfolgreicher seien als Mädchen. Einfache Lösungsvorschläge, wie zum Beispiel die verstärkte Beschäftigung von männlichem pädagogischem Personal, hält das BJK zwar für hilfreich, jedoch als singuläre Maßnahme wenig zielführend. Statt eines auf Schlagworte verkürzten Aktionismus fordern die Sachverständigen differenzierte pädagogische Antworten. Förderlich sei beispielsweise, den Schulunterricht an den Konzepten subjektorientierter Förderung auszurichten. Außerdem müssten verstärkt die Übergänge zwischen Ausbildung, Studium und Beruf analysiert werden, um die Ursachen für Bildungsungleichheiten zwischen Jungen und Mädchen präziser aufzuschlüsseln zu können. Die komplette Stellungnahme »Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs« ist im Internet erhältlich unter: www.bundesjugendkuratorium.de

Personelles

Dr. Karin Haubrich

hat ihre Promotion mit dem Thema »Evaluation innovativer multizentrischer Programme« bei Prof. Dr. Richard Münchmeier im Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität Berlin abgeschlossen. Außerdem ist sie als Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Evaluation (DeGEval) wiedergewählt worden. Die DeGEval ist ein Zusammenschluss von Personen und Institutionen, die im Bereich der Evaluation tätig sind und zu ihrer Professionalisierung beitragen wollen. Im Vorstand ist Karin Haubrich zuständig für die Kooperation mit NESE (Network of Evaluation Societies in Europe). In dem neu gegründeten Netzwerk übernimmt die DeGEval für die kommenden zwei Jahre den Vorsitz.

Eine Generation geht ...

Gisela Dittrich

ist nach ihrem Studium der Pädagogik, Psychologie und Soziologie ans Deutsche Jugendinstitut (DJI) gekommen, dem sie knapp 30 Jahre lang als wissenschaftliche Referentin in der Abteilung »Kinder und Kinderbetreuung« angehörte. Den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit bildeten die Beobachtung, Initiierung und Begleitung struktureller Veränderungen sowie pädagogischer Entwicklungen im Feld der Kindertagesbetreuung, unter anderem in den Projekten »Orte für Kinder«, »Konfliktverhalten unter Kindern« und ProKiTa (Datenbank). Eines der wichtigsten Anliegen war und ist für Gisela Dittrich die Integration von Kindern mit Behinderung in reguläre Kindertageseinrichtungen, Freizeitangebote und Schulen. Im Rahmen intensiver Fortbildungstätigkeit unterstützte sie Fachkräfte bei der Umsetzung einer integrativen Pädagogik. Seit 1992 ist sie Mitherausgeberin der Zeitschrift »Gemeinsam Leben«. Mit ihrem letzten Projekt am DJI schloss sich schließlich der Kreis: Gisela Dittrich brachte ihre langjährigen Erfahrungen mit dem Thema Inklusion in die Erstellung des 13. Kinder- und Jugendberichts ein. Überaus kenntnisreich und couragiert setzte sie sich dafür ein, dass dieses gesellschaftlich bedeutsame Thema künftig die notwendige Berücksichtigung in Politik, Ausbildung und Forschung findet.

Dr. Donata Elschenbroich

war seit 1975 im Deutschen Jugendinstitut (DJI) beschäftigt und hat mit ihren Büchern und Filmen international Aufmerksamkeit und Anerkennung als Expertin für frühe Bildung gefunden. Mehrfach hat sie Themen und Fragen entdeckt und aufgegriffen, die wenig später breite Beachtung fanden. Das bekannteste Beispiel ist das in mehrere Sprachen übersetzte Buch »Weltwissen der Siebenjährigen«, das über viele Monate die Sachbücher-Bestsellerliste anführte. Mehrere Jahre, bevor irgendjemand in Deutschland an Bildungspläne für die Frühpädagogik gedacht hätte, beschrieb Donata Elschenbroich darin einen »Kanon« vom »Weltwissen der Siebenjährigen« als pädagogische Vorlage auch für die Arbeit in Kindertageseinrichtungen. Mit zahlreichen Filmen, die sie in bewährter Kooperation mit Otto Schweizer für die Aus- und Weiterbildung von frühpädagogischen Fachkräften produzierte, machte sie die deutsche Fachszene auf neue Entwicklungen in anderen Ländern aufmerksam, jüngst mit dem Film »Lebenserwartung«, in dem Beispiele der Gestaltung von Beziehungen zwischen Kindern und alten Menschen in Japan geschildert werden.

Brückenbauer zwischen Wissenschaften

Der Aggressionsforscher Professor Dr. Klaus Wahl verlässt nach 39 Jahren das DJI



Professor Dr. Klaus Wahl ist einer der Wissenschaftler, die die Arbeit des Deutschen Jugendinstituts (DJI) über fast vier Jahrzehnte hinweg mitgeprägt haben. Anfang Dezember ging er in den Ruhestand. Mit seinen nüchternen Analysen über Gewalt und Rechtsextremismus hat er sich als Aggressionsforscher mit interdisziplinärem Anspruch einen Namen gemacht.

Bereits 1970 begann der Soziologe seine Karriere als Geschäftsführer einer Sachverständigenkommission, die den Zweiten Familienbericht der Bundesregierung erstellte. Anschließend gehörte er gemeinsam mit Lerke Gravenhorst, Greta Tüllmann und Michael-Sebastian Honig der Arbeitsgruppe »Frühkindliche Sozialisation« an, welche die Lebens- und Erfahrungswelt von ökonomisch und sozial benachteiligten Familien mit kleinen Kindern untersuchte. Die Ergebnisse der Studie wurden in den 70er Jahren unter dem Titel »Familien sind anders!« zu einem Bestseller. Das junge, erfolgreiche Forschungsteam setzte sich danach vor allem mit Gewalt in Familien auseinander, wobei sich Klaus Wahl besonders für den möglichen Einfluss mangelnden Selbstwertgefühls auf Gewaltneigungen interessierte. Gleichzeitig beschäftigte er sich intensiv mit der Jahrtausende alten Sozial- und Ideengeschichte des westlichen Menschenbildes. Aus diesen Arbeiten entstanden seine Dissertation »Die Modernisierungsfälle. Gesellschaft, Selbstwert und Gewalt« sowie der Band »Studien über Gewalt in Familien«.

Schon früh erkannte Klaus Wahl ein methodisches Problem der Soziologie darin, dass sie durch ihre bevorzugten Instrumente – Fragebogen und Interviews – Gefahr läuft, eher die Ebene dieser Rationalisierungen abzufragen als die wirklichen Verhaltensmotive von Menschen. Der These, dass vorbewusste, nicht-sinnhafte, emotionale und spontane Motive des Verhal-

tens in den Sozialwissenschaften zu wenig Beachtung finden, ging der Wissenschaftler schließlich in seiner Habilitationsschrift nach. Sie erschien im Jahr 2000 unter dem Titel »Kritik der soziologischen Vernunft. Sondierungen zu einer Tiefensoziologie«. In dieser Arbeit plädierte er für eine Überbrückung des Grabens zwischen Sozial- und Naturwissenschaften.

Klaus Wahl setzte die geforderte biopsychosoziale Interdisziplinarität in mehreren Forschungsprojekten zu Fremdenfeindlichkeit und Gewalt mit Verhaltensforschern, Psychologen und Soziologen von Max-Planck-Instituten und verschiedenen Universitäten um. Er übernahm Lehrtätigkeiten an der Ludwig-Maximilians-Universität in München (LMU), an der Venice International University in Italien sowie anderen in- und ausländischen Hochschulen. Im Rahmen seiner Fellowship am Hanse Wissenschaftskolleg 2008 in Delmenhorst beschäftigte sich Klaus Wahl mit der Aggressionsentstehung und versuchte, die einschlägigen Forschungsergebnisse von der Genetik und Gehirnforschung bis zur Soziologie und Kriminologie in integrierten Modellen darzustellen. Gemeinsam mit Professor Dr. Dr. Gerhard Roth, ehemaliger Rektor des Hanse Wissenschaftskollegs und Gehirnforscher an der Universität Bremen, und anderen Kollegen aus der Psychologie weiterer deutscher und österreichischer Universitäten initiierte er ein empirisches Forschungsprojekt, bei dem junge Gewalttäter und eine Kontrollgruppe interdisziplinär untersucht werden. Ziel der Untersuchung ist es, die Verzahnung der biopsychosozialen Mechanismen verstehen zu lernen, die in Aggression mündet.

Selbstverständlich hat sich Klaus Wahl gleichzeitig an vielen weiteren DJI-Untersuchungen beteiligt, etwa bei Repräsentativerhebungen in Familien oder dem Kinderpanel. Außerdem übernahm er Aufgaben im Publikationsbereich und beim Wissenschaftsmanagement. Unter anderem gründete er die Wissenschaftszeitung »DISKURS« und wirkte bei der Redaktion eines Familienhandbuchs, bei der Initiierung von DJI-Readern zu Fremdenfeindlichkeit und einer DJI-Sachbuchreihe mit. Seit Ende 2004 leitete er, wie schon zuvor von 1990 bis 1994, kommissarisch das Wissenschaftliche Referat beim Vorstand (WRbV). Daneben veröffentlichte er in den vergangenen Jahren etliche Bücher über Elternkompetenzen und Elternbildung sowie über Aggression und Jugendgewalt. In Zukunft will er sich vor allem einer Sache widmen, für die er – wie er selbst sagt – am DJI immer zu wenig Zeit fand: der Wissenschaft.

Forschen und integrieren

Dr. Frank Braun, Leiter des Schwerpunkts »Übergänge in Arbeit«, geht in Ruhestand

Mit seiner Forschung am Deutschen Jugendinstitut (DJI) hat Dr. Frank Braun vor allem jenen jungen Menschen eine Stimme gegeben, die in der Gesellschaft keine Lobby haben: den Kindern und Jugendlichen aus sozial benachteiligten und bildungsfernen Familien. Seit seiner Ankunft am Münchner Institut im Jahr 1975 setzte sich Frank Braun, der im Dezember 2009 in Ruhestand ging, mit der Situation von bildungsbenachteiligten Schülerinnen und Schülern und ihren oft sehr schwierigen Übergängen in Ausbildung und Erwerbsarbeit auseinander.

Frank Braun wuchs in Berlin-Neukölln auf. Er besuchte die Grundschule in der Rütlistraße und später die Albert-Schweitzer-Schule, heute das Gymnasium mit dem höchsten Anteil an Migranten in der Hauptstadt. Nach seinem Lehramtsstudium in Berlin unterrichtete er zwei Jahre die Fächer Deutsch und Französisch in »inner city schools« in Cleveland, Ohio. Er erlebte hautnah den Kampf der schwarzen Bürgerrechtsbewegung um Gleichberechtigung und die vielfältigen Formen rassistischer Diskriminierung im Bildungssystem. In Pittsburgh, Pennsylvania, arbeitete der junge Lehrer anschließend ein Jahr an einer Forschungs- und Entwicklungseinrichtung der University of Pittsburgh School of Education. Schließlich kehrte er als persönlicher Assistent von Saul Robinsohn, Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, nach Berlin zurück. Dort schloss er gemeinsam mit Helga Thomas und Detlef Glowka die Arbeiten an der international vergleichenden Untersuchung »Schulreform und Gesellschaft« ab.

Nach seinem Wechsel an das DJI München im November 1975 war sein Thema die in dieser Zeit rasant anwachsende Arbeitslosigkeit und Ausbildungslosigkeit von Jugendlichen. Von 1989 bis Mitte 1998 koordinierte er die wissenschaftliche Begleitung des Modellprogramms »Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit« des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), das Hilfen zur sozialen und beruflichen Integration von bildungsbenachteiligten Jugendlichen zum Thema hatte. Von 1990 an wurde das Programm mithilfe von Frank Braun auf die neuen Bundesländer ausgeweitet.

Seit 1998 leitete Frank Braun den Forschungsschwerpunkt »Übergänge in Arbeit« und entwickelte gemeinsam mit seinen Kolleginnen und Kollegen das DJI-Übergangspanel zu einer zentralen Marke des Instituts. Das DJI-Übergangspanel ist eine auf sechs Jahre angelegte

bundesweite Längsschnittstudie, die mit finanzieller Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die Bildungs- und Ausbildungswege von Hauptschulabsolventinnen und -absolventen untersucht. An der Basiserhebung im März 2004 beteiligten sich etwa 4.000 junge Menschen. Die bisher letzte Befragung wurde im November 2009 abgeschlossen.

Ein zweiter Arbeitsschwerpunkt der von Frank Braun geleiteten Arbeitseinheit war die Entwicklung von Strategien, um das in Modellversuchen und -programmen gewonnene Wissen in Kooperation von Praxis und Wissenschaft für eine Verbesserung von Konzepten und Methoden der Förderung bildungsbenachteiligter Jugendlicher verfügbar zu machen. Dazu wurde unter anderem die Datenbank »PRAXIMO – Praxismodelle Jugend in Arbeit« aufgebaut, die Fachkräften in Praxis, Politik und Verwaltung Informationen über innovative Modellversuche und Regelangebote zur beruflichen und sozialen Integration von benachteiligten Jugendlichen bietet.



Seit 1990/91 war Frank Brauns Team in München und in der DJI-Außenstelle Halle (zuvor Leipzig) angesiedelt. Ein Merkmal seiner Arbeitseinheit war die intensive Zusammenarbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der beiden Standorte und aus verschiedenen Projekten – eine Zusammenarbeit, die die Grundlage für wichtige Beiträge für ein besser fundiertes Wissen über Lebenslagen und Lebensverläufe bildungsbenachteiligter Jugendlicher und zur Verbesserung von deren Teilhabechancen bildete.

Eine Generation geht ...

Kornelia Schneider

ist seit 1980 im Deutschen Jugendinstitut (DJI) in München als wissenschaftliche Referentin tätig gewesen. Die Themen, die sie in den rund dreißig Jahren bearbeitete, reichen von der Aufbereitung und Kommentierung von Daten der Kinder- und Jugendhilfestatistik im Zahlenspiegel über den Einsatz von Videografie als Forschungsinstrument, die Würdigung von Konfliktlösungspotenzialen von Kindern bis zur Beobachtung und Dokumentation von Bildungsprozessen. Schon sehr früh hat sie sich auf die Arbeit mit Kindern unter drei Jahren spezialisiert. Sie hat sich für die Qualität von Kinderkrippen engagiert, als diese in Westdeutschland noch als »Notbehelf« abqualifiziert wurden. Ihr ganz besonderes Anliegen galt und gilt der Entwicklung einer Lernkultur des Forschens und einer dialogischen Pädagogik, die auch immer den Beitrag von Gleichaltrigen zu den kindlichen Bildungs- und Entwicklungsprozessen in den Blick nimmt. Die Bedeutung, die der Ausbau von Angeboten für unter Dreijährige in den vergangenen Jahren gewonnen hat, nimmt sich aus wie eine Bestätigung der Schwerpunkte, die Kornelia Schneider gesetzt hat, und bildet eine gelungene Abrundung ihrer engagierten Arbeit im DJI, für die wir ihr herzlich danken. Als breit anerkannte Expertin wird sie sicher weiterhin in diesem Arbeitsfeld tätig bleiben.

Das DJI trauert um Monika Jaeckel

Die langjährige Mitarbeiterin des Deutschen Jugendinstituts (DJI), Monika Jaeckel, ist im November 2009 an den Folgen einer schweren Krankheit im Alter von 60 Jahren gestorben. Von 1976 bis 2006 gehörte sie der Abteilung »Familie und Familienpolitik« an und beschäftigte sich insbesondere mit dem Aufbau der Selbsthilfe von Frauen und Familien. Monika Jaeckel wurde zu einer der Urheberinnen für das Konzept der sogenannten Mütterzentren. Außerdem beteiligte sie sich an Forschungsprojekten zu den Themen Vereinbarkeit von Beruf und Familie, informelles Lernen und Integration von Menschen mit Migrationshintergrund. Bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit war ihr der Blick über die nationalen Grenzen hinweg immer sehr wichtig. Unter anderem war sie Vorsitzende des Internationalen Netzwerks der Mütterzentren und »executive board member« des Global Urban Development. Im Rahmen eines Sabbaticals arbeitete sie drei Jahre lang für das Projekt »Nachbarschaftsentwicklung eines neuen Stadtteils in Arnheim«. Nach 30-jähriger Tätigkeit am DJI ging Monika Jaeckel 2006 in die Niederlande, um sich selbstständig zu machen.



Neue DJI-Materialien

■ *Tabea Schlimbach*
Unterstützungsangebote im Übergang Schule – Beruf

Die Rolle gemeinnütziger Organisationen
 Expertise im Auftrag der Bertelsmann Stiftung
 München: Deutsches Jugendinstitut 2009
 56 Seiten

Der Übergang von der Schule in den Beruf ist eine biografische Schlüsselpassage und gehört zu den entscheidenden Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. An Schulabgänger werden hohe Erwartungen und Handlungsaufforderungen gerichtet, aber ihnen werden immer weniger Orientierungspunkte für die Gestaltung des beruflichen Einstiegs geboten. Zudem verschärft sich die Konkurrenz um freie Ausbildungsplätze. Sozial benachteiligte Jugendliche sind die Verlierer dieser Entwicklungen. Die Expertise von Tabea Schlimbach gibt einen Überblick über die zahlreichen und konzeptionell vielfältigen Angebote, die Jugendliche bei der Bewältigung der Übergangsprozesse unterstützen sollen. Ein inhaltlicher Schwerpunkt ist die Rolle der gemeinnützigen Akteure und die Einbindung ihrer Hilfen in das Netz des gesamten Angebotskanons. Im Internet erhältlich unter www.dji.de/bibs/9_11093_Expertise_zweiseitig_rb2.pdf

■ *Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.)*
Maksim Hüenthal

Kinderarmut in Deutschland
 Empirische Befunde, kinderpolitische Akteure und gesellschaftspolitische Handlungsstrategien
 München: Deutsches Jugendinstitut 2009
 64 Seiten
 ISBN 978-3-935701-48-8

Die Expertise fragt nach Ursachen, Ausmaß und Struktur der Kinderarmut in Deutschland sowie nach beobachtbaren Folgen und möglichen Gegenstrategien. Beleuchtet werden zudem die Positionierungen der zentralen kinderpolitischen Akteure und ihre wesentlichen

Forderungen. Darüber hinaus werden Best-Practice-Beispiele im Bereich sozialer Dienstleistungen für Kinder und Familien vorgestellt und Empfehlungen zur Reduzierung von Kinderarmut formuliert. Die Expertise wurde von der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendpolitik des Deutschen Jugendinstituts (DJI) in Auftrag gegeben und inhaltlich betreut. Sie entstand im Zuge der fachlichen Begleitung des Beratungsprozesses im Bundesjugendkuratorium (BJK), einem kinder- und jugend(hilfe)politischen Sachverständigenrat der Bundesregierung, das im August 2009 eine Stellungnahme zum Thema Kinderarmut veröffentlicht hat. Im Internet erhältlich unter www.dji.de/bibs/21_expertise_hueenthal_kinderarmut_2009.pdf oder bei betz@dji.de

■ *Jan Skrobanek*
Perceived discrimination and (re)ethnicisation of young immigrants in school-to-work transition in Germany
 Reihe: Wissenschaftliche Texte 2/2009
 Halle/München 2009
 60 Seiten

Previous discussion of the opportunities for young people with an ethnic minority background to integrate into society has focused on advantages or disadvantages caused by human capital or by ethnically motivated, individual, group or institutional discrimination within society. However, in recent years there has been a growing interest in subjectively or collectively perceived discrimination and its effects on ethnic identity and (re)ethnicisation. This paper reports on the processes involved in the (re)ethnicisation of young people with a Turkish ethnic background and »Aussiedler« (young immigrants with a German ethnic background from East Europe and from the Commonwealth of Independent States (CIS)) which results from perceived personal and group discrimination. Kostenlos erhältlich bei maerz@dji.de

■ *Jan Skrobanek*
Migrationsspezifische Disparitäten im Übergang von der Schule in den Beruf
 Ergebnisse aus dem DJI-Übergangspanel
 Reihe: Wissenschaftliche Texte 1/2009
 Halle/München 2009
 41 Seiten

Während migrationspezifische Ungleichheiten in der Schule oder am Arbeitsmarkt schon seit längerer Zeit intensiv erforscht werden, gibt es bisher kaum theoriegeleitete Untersuchungen, die insbesondere den Übergang von der Schule in die Ausbildung genauer in den Blick nehmen. In der gegenwärtigen Debatte zu Fragen migrationspezifischer Ungleichheiten werden verschiedene Erklärungen kontrovers diskutiert. In dem vorliegenden wissenschaftlichen Text werden diese unterschiedlichen Ansätze mit Blick auf migrationspezifische Disparitäten im Übergang von der Schule in die Ausbildung diskutiert und geprüft, für welche der Annahmen sich tatsächlich empirische Belege finden lassen. Die Analysen zeigen, dass vor allem die Produktivität der Jugendlichen, ihre individuellen Anschlusspläne und Selbsteinschätzungen die Chancen beeinflussen. Erhältlich bei maerz@dji.de

■ *KomDat Jugendhilfe*
Neue kommentierte Daten zur Kinder- und Jugendhilfe

Die aktuelle KomDat Jugendhilfe Ausgabe setzt sich mit der Personalsituation in der frühkindlichen Bildung auseinander. Im Zentrum stehen dabei der wachsende Fachkräftebedarf und die daraus resultierenden Folgen für die Ausbildungskapazitäten. Außerdem werden die sogenannten Hilfen zur Erziehung als Antwort auf riskante Lebenslagen von Kindern in Familien thematisiert. Die Ausgaben von KomDat sind kostenlos. Die Hefte werden als pdf-Datei per E-Mail oder als Druckfassung auf dem Postwege verschickt. Bestellung über komdat@fb12.uni-dortmund.de

Aufsätze von Autorinnen und Autoren des DJI

■ *Bettina Arnoldt*

Der Beitrag von Kooperationspartnern zur individuellen Förderung an Ganztagschulen

In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 54/2009, S. 63–80

■ *Tanja Betz*

Kindheitsmuster und Milieus

In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ), Heft 17/2009, S. 14–20

■ *Frank Braun u. a.*

Übergänge bildungsbenachteiligter Jugendlicher von der Schule in Ausbildung. Unterstützungsbedarf und Handlungsmöglichkeiten: Ergebnisse des DJI-Übergangspanels

In: Evangelische Jugendhilfe, Heft 1/2009, S. 8–14

■ *Frank Braun, Peter Munk*

Regionales Übergangsmangement: Handlungsbedarf und Handlungsstrategien

In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis (BWP), Heft 4/2009, S. 54–55

Verbesserung der Wege durch das »Übergangssystem«

In: berufsbildung, Heft 116/2009, S. 57–59

■ *Frank Braun, Birgit Reißig, Jan Skrobanek*

Jugendarbeitslosigkeit und Benachteiligtenförderung

In: Tippelt, Rudolf / Schmidt, Bernhard (Hrsg.): Handbuch Bildungsforschung. Wiesbaden 2009, S. 953–966

■ *Kirsten Bruhns*

Gewaltbereite Mädchen

In: Elz, Jutta (Hrsg.): Täterinnen. Befunde, Analysen, Perspektiven. Kriminologie und Praxis (KUP). Schriftenreihe der Kriminologischen Zentralstelle (KrimZ), Heft 58/2009, S. 177–194

■ *Regine Derr, Sabine Herzig, Heinz Kindler*

Kinderschutz und neue Medien bzw. Kommunikationstechnologien.

Ein Forschungsüberblick

In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung. Interdisziplinäre Fachzeitschrift der Deutschen Gesellschaft gegen Kindesmisshandlung und -vernachlässigung (DGgKV), Heft 1/2009, S. 5–22

■ *Jörg Fichtner*

Wohnungslose Männer in Statistik, Selbstberichten und sozialistischen Handeln

In: Wohnungslos, Heft 51/2009, S. 49–55

Brauchen Kinder beide Eltern oder erst mal Ruhe? Hochkonfliktfamilien und FGG-Reform

In: Trialog, Heft 11/2009, S. 37–45

■ *Wolfgang Gaiser, Johann de Rijke*

La participation politique des jeunes allemands depuis la réunification

In: AGORA, DÉBATS / JEUNESSES, Heft 4/2008, S. 6–17

■ *Heike Großkurth, Birgit Reißig*

Geschlechterdimensionen im Übergang von der Schule in den Beruf

In: Budde, Jürgen / Mammes, Ingelore (Hrsg.): Jungenforschung empirisch. Zwischen Schule, männlichem Habitus und Peerkultur. Wiesbaden 2009, S. 115–130

■ *Karin Haubrich, Hans-Peter Lorenzen*

Standards for evaluation and recommendations for clients of evaluation. Steps to foster professionalisation and professionalism in Germany and Austria

In: Fouquet, Annie / Méasson, Ludovic (Hrsg.): L'évaluation des politiques publiques en Europe: cultures et futurs. Paris 2009, S. 177–187

■ *Bernd Holthusen*

Straffällige männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund – eine pädagogische Herausforderung

In: Bundesministerium der Justiz (Hrsg.): Das Jugendkriminalrecht vor neuen Herausforderungen? Jenaer Symposium. Mönchengladbach 2009, S. 203–232

■ *Heinz Kindler*

Umgang und Kindeswohl. Empirische Befundlage und Folgerungen

In: Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Heft 3/2009, S. 110–114

■ *Hanna Permien*

Gesundheitsförderung und Prävention – Neue Themen in den Hilfen zur Erziehung?

In: Forum Erziehungshilfen, Heft 4/2009, S. 202–205

■ *Liane Pluto*

Fördern ohne zu überfordern.

In: Sozialpädagogische Impulse, Heft 3/2009, S. 7–9

■ *Thomas Rauschenbach*

Lernende Jugendhilfe. Politische Herausforderungen und fachliche Antworten: zehn Thesen

In: Evangelische Jugendhilfe, Heft 3/2009, S. 139–149

Konfirmandenzeit der Zukunft. Perspektiven zur Bildung im Jugendalter. Impuls

In: Evangelischer Pressedienst (epd) – Dokumentation, Heft 28/29/2009, S. 50–53

■ *Ulrike Richter, Franciska Mahl*

Bericht über die Evaluation des Kompetenznachweises Kultur

In: Timmerberg, Vera / Schorn, Brigitte (Hrsg.): Neue Wege der Anerkennung von Kompetenzen in der Kulturellen Bildung. Schriftenreihe Kulturelle Bildung. München 2009

■ *Birgit Riedel*

Kindertagesbetreuung für unter Dreijährige: Ausbauziele und Ausbaurealitäten

In: Pestalozzi-Fröbel-Verband (Hrsg.): Die Jüngsten kommen! Jahrbuch des Pestalozzi-Fröbel-Verbands (pfv) 2009, S. 41–54

■ *Joseph Salzgeber, Jörg Fichtner*

Neue Aufgaben für den Sachverständigen

In: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe (ZKJ), Heft 8/9/2009, S. 334–338

■ *Jan Skrobanek, Solveg Jobst*

Devaluation of cultural capital. A comparison between Pierre Bourdieu and Paul Willis

In: Orbis Scholae, Heft 1/2009, S. 7–20

Migration und Ungleichheit in der wissenschaftlichen Debatte. Zur Konstruktion eines sozialen Problems

In: Soziale Probleme, Heft 19/2009, S. 34–52

■ *Christine Steiner*

Mehr Chancengleichheit durch die Ganztagschule?

In: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 54/2009, S. 81–105

■ *Barbara Thiessen*

Geschlechterdynamiken in muslimischen Familien. Lebenswelten, Elternarbeit und sozialpädagogische Ansätze

In: Soziale Arbeit und Gender, Heft 9/2009, S. 20–21

■ *Claus J. Tully*

Leben und Gestalten in mobilen Welten

In: Curdt, Erwin / Roselieb, Horst / Wiesmüller, Christian (Hrsg.): Mobilität bewegt Schule. Das niedersächsische Curriculum Mobilität an schulischen und außerschulischen Lernorten. Bielefeld 2009, S. 35–43

Option und Praxis freiwilligen Engagements. Ansatzpunkte und Muster für Partizipation Jugendlicher in der Moderne

In: Neue Praxis, Heft 5/2008, S. 477–493

■ *Claus J. Tully, Isabelle Krok*

Nachhaltiger Konsum als informeller Lerngegenstand im Jugendalltag

In: Brodowski, Michael / Devers-Kanoglu, Ulrike / Overwies, Bernd / Rohs, Matthias (Hrsg.): Informelles Lernen und Bildung für eine nachhaltige Entwicklung. Leverkusen 2009, S. 181–197



Neue DJI-Publikationen

www.dji.de/veroeffentlichungen
Bezug nur über den Buchhandel

■ *Angelika Diller, Regine Schelle*

Von der Kita zum Familienzentrum

Konzepte entwickeln – erfolgreich umsetzen
 Freiburg im Breisgau: Herder Verlag 2009
 160 Seiten, 14,95 €
 ISBN 978-3-451-32302-7

Wozu brauchen wir Familienzentren? Welche Modelle gibt es, und worin unterscheiden sie sich von bestehenden Kindertagesstätten (Kitas)? Die beiden Autorinnen schildern, worauf es beim Ausbau einer Kindertagesstätte zu einem Familienzentrum ankommt. Schritt für Schritt zeigen sie auf, wie ein klares Konzept entwickelt und erfolgreich in die Praxis umgesetzt werden kann. Dabei gehen sie unter anderem auch auf die Zusammenarbeit mit den Eltern und die Kooperation mit anderen sozialen Netzwerken ein.

■ *Karin Haubrich*

Sozialpolitische Innovation ermöglichen

Die Entwicklung der rekonstruktiven Programmtheorie-Evaluation am Beispiel der Modellförderung in der Kinder- und Jugendhilfe
 Internationale Hochschulschriften, Band 536
 Münster/New York/München/Berlin: Waxmann 2009
 351 Seiten, 34,- €
 ISBN 978-3-8309-2228-5

Mit Modellprogrammen in der Kinder- und Jugendhilfe will die Politik die Weiterentwicklungen bestehender sozialstaatlicher Interventionen befördern. Aber wie kann man ein Modellprogramm evaluieren, wenn die Projekte sehr unterschiedlich sind? Wie kann man unvoreingenommen der Frage nach den Wirkungen nachgehen und zugleich die Entwicklung neuer Konzepte unterstützen? Die Sozio-

login Karin Haubrich stellt in ihrem Buch einen neuen Ansatz zur rekonstruktiven Programmtheorie-Evaluation vor, der aktuelle Ansätze der internationalen Evaluationsdebatte aufgreift und weiterentwickelt. Dieser liefert konzeptionelle und methodische Lösungen zu Fragen, die mit der Evaluation innovativer Entwicklungsprogramme in der sozialen Arbeit einhergehen. Am Beispiel von Bundesmodellprogrammen in der Kinder- und Jugendhilfe wird aufgezeigt, wie man diese auf einer empirischen Grundlage beschreiben und einer systematischen Evaluation zugänglich machen kann. Außerdem finden sich Anregungen für die Entwicklung von Evaluationsdesigns im Praxisfeld sozialpolitischer Programme.

■ *Thomas Rauschenbach*

Zukunftschance Bildung

Familie, Jugendhilfe und Schule in neuer Allianz
 Unter Mitarbeit von Stefan Borrmann und Ivo Züchner
 Weinheim/München: Juventa 2009
 248 Seiten, 16,- €
 ISBN 978-3-7799-173-1

Bildung ist in Deutschland zu einem zentralen Schlüsselbegriff in Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft geworden. Dennoch bleibt die Diskussion über Bildung erstaunlich fragmentiert: nach Altersstufen, Orten und Inhalten, nach Zuständigkeiten, Institutionen und Aufgaben, nach Denktraditionen, Wissenschaftsdisziplinen und Forschungsschwerpunkten. Prof. Dr. Thomas Rauschenbach, Direktor des Deutschen Jugendinstituts (DJI) und Mitautor der beiden nationalen Bildungsberichte, plädiert in seinem neuen Buch für eine mentale und reale Überwindung dieser Zersplitterung. Er rückt unauffällige und eher vernachlässigte Zusammenhänge von Bildungsprozessen in den Mittelpunkt und zeigt Herausforderungen und Perspektiven auf. Im Ergebnis schlägt der Autor eine konzeptionelle Neuausrichtung vor, die eine stärkere Beachtung der Alltagsbildung

sowie eine bessere Verzahnung der unterschiedlichen Bildungsorte und Lernwelten ermöglichen soll.

■ *Klaus Wahl*

Aggression und Gewalt

Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick
 Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2009
 204 Seiten, 34,95 €
 ISBN 978-3-8274-2388-7

Jugendgewalt auf U- und S-Bahnhöfen, Schlägereien von fremdenfeindlichen Jugendlichen, Amokläufe an Schulen: Solche Gewalttaten bleiben aktuelle Herausforderungen für Gesellschaft und Politik. Die Prävention gegen solche aggressiven Akte ist auf ein fundiertes Wissen über die unterschiedlichen Ebenen ihrer Ursachen angewiesen. Zwar haben in den vergangenen Jahren dazu Forscher verschiedener Disziplinen – von der Genetik und Gehirnforschung über die Psychologie bis zur Soziologie und Kriminologie – viele Erkenntnisse gewonnen, doch geschah dies meist, ohne über die Grenzen der eigenen Wissenschaftsdisziplin zu blicken. Für das Verständnis des Zustandekommens von Aggression ist es allerdings entscheidend, das komplizierte Wechselspiel der biologischen, psychischen und sozialen Mechanismen zu begreifen. Klaus Wahl forscht seit vielen Jahren am Deutschen Jugendinstitut (DJI) über Gewalt von Kindern und Jugendlichen sowie über Gewalt in Familien. Er hat nun einen längeren Aufenthalt als Fellow am Hanse Wissenschaftskolleg in Delmenhorst genutzt, um den aktuellen, internationalen und interdisziplinären Forschungsstand zur Entstehung von Aggression und Gewalt von den Natur- bis zu den Sozialwissenschaften aufzuarbeiten und lehrbuchartig-knapp zusammenzufassen. Ein Buch für alle, die am Zustandekommen aggressiver Akte und den Faktoren, an denen Prävention ansetzen kann, interessiert sind.